



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Bilder aus der deutschen Geschichte**

**Treitschke, Heinrich von**

**Leipzig, 1918**

Nationale Erstarkung und Erhebung.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83849](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83849)

## Nationale Erstarkung und Erhebung.

---

Schon mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Überraschungen der preussischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden und in Preußen selbst jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem jungem Nachwuchs beklagte, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig zur Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarren der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat, die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarzundweißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauterer Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Tatkraft. Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreiflich Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte um menschlich wahr zu sein. Das alte harte kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen um nicht wieder voneinander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte gibt den schweren Jahren, welche dem Tilsiter Frieden folgten, ihre historische Größe. In dieser Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet, an deren Verwirklichung die deutsche Nation bis zum heutigen Tage arbeitet.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volkstum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier aufeinander stießen, spiegelten sich getreulich wider in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und

wirke die Natur der Dinge — der Übermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genies jeden anderen Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trostes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten.

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der Erste unter Gleichen, der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hineinschauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines stolzen, frommen, ehrenfesten altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reiches gleich dünkte. Standen doch die Stammburgen der Häuser Stein und Nassau dicht beieinander auf demselben Felsen; warum sollte das alte Wappenschild mit den Rosen und den Balken weniger gelten als der sächsische Rautenkranz oder die württembergischen Hirschgeweihe? Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Untertanen erst auf den weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders: „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben.“ Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen versenkte sich sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in die histo-

rifchen Dinge. Alle die Wunder der vaterländifchen Gefchichte, von den Kohortenftürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren ftanden lebendig vor feinen Blicken. Dem ganzen großen Deutschland, foweit die deutſche Zunge klingt, galt feine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutſchen Weſens Kunde gegeben, ſchloß er von feinem Herzen aus; als er im Alter in feinem Naſſau einen Turm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Thaten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Thereſia, von Scharnhorſt und Wallenſtein friedlich nebeneinander. Sein Ideal war das gewaltige deutſche Königtum der Sachſenkaiſer; die neuen Teilſtaaten, die ſich ſeitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erſchienen ihm ſamt und ſonders nur als Gebilde der Willkür, heimifchen Verrates, ausländiſcher Ränke, reiß zur Vernichtung, ſobald irgendwo und irgendwie die Majestät des alten rechtmäßigen Königtums wieder erſtünde. Sein ſchonungsloſer Freimut gegen die gekrönten Häupter entſprang nicht bloß der angeborenen Tapferkeit eines heldenhaften Gemütes, ſondern auch dem Stolze des Reichsritters, der in allen dieſen fürſtlichen Herren nur pflichtvergessene, auf Koſten des Kaiſertums bereicherte Standesgenoffen ſah und nicht begreifen wollte, warum man mit ſolchen Zaunkönigen ſo viel Umſtände mache.

Er hatte die rheiniſchen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Überzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiſerin von Rußland vor verſammeltem Hofe ausſprach: das Volk ſei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit ſeiner Fürſten verſchulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrſchaft mit der ganzen dämoniſchen Macht ſeiner naturwüchſigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergſtrom dahinbrauſte; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier großer Sinn drang überall gradaus in den ſittlichen Kern der Dinge. Mit dem Blick des Sehers erkannte er jetzt ſchon, wie Gneifenau,

die Grundzüge eines dauerhaften Neubaues der Staatengesellschaft. Das unnatürliche Übergewicht Frankreichs — so lautete sein Urtheil — steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei als ein klarer politischer Gedanke; er wußte noch nicht, wie fremd Osterreich dem modernen Leben der Nation geworden war, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen als einen beklagenswerten Bürgerkrieg.

Immerhin hatte er schon in jungen Jahren die lebendige Macht des preußischen Staates erkannt und, weit abweichend von den Gewohnheiten des Reichsadels, sich in den Dienst der protestantischen Großmacht begeben. Wie waro ihm so wohl in der naturfrischen, den Körper stählenden Tätigkeit des Bergbaus, und nachher, da er als Kammerpräsident unter den freien Bauern und dem stolzen alteingesessenen Adel der westfälischen Lande eine zweite Heimat fand, bei Wind und Wetter immer selbst zur Stelle, um nach dem Rechten zu sehen, herrisch durchgreifend, rastlos anfeuernd, aber auch gütig und treuherzig, durch und durch praktisch, nicht minder besorgt um die Kühe der kleinen Rötter wie um die Wasserwege für die reichen Kohlenwerke — ein echter Edelmann, vornehm zugleich und leutselig, großartig in allem, ein kleiner König in seiner Provinz. Den Osten der Monarchie kannte er wenig. Der Rheinfranke konnte das landschaftliche Vorurtheil gegen die dürstigen Kolonistenlande jenseits der Elbe lang nicht überwinden; er meinte in den ernsthaften verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, die freilich die Spuren langer Not und Unfreiheit trugen, einen scheuen, bösen Wolfsblick zu erkennen, und mit dem naiven

Stolze des Reichsritters sah er auf das arme anspruchsvolle Junkertum der Marken herunter, das doch für Deutschlands neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet hatte als der gesamte Reichsadel. Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der roten Erde die noch lebensfähigen Überreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennen lernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bäuerlichen Erbentage, der Stadträte und Kirchensynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zubringlichkeit des königlichen Beamtentums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung gegen das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interessellosen, eigentumslosen Buralisten, die, es regne oder scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben.

So in rüstigem Handeln, in lebendigem Verkehr mit allen Ständen des Volkes, bildete er sich nach und nach eine selbständige Ansicht vom Wesen politischer Freiheit, die sich zu den demokratischen Doktrinen der Revolution verhielt wie die deutsche zur französischen Staatsgesinnung. Adam Smiths Lehre von der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte hatte schon dem Jüngling einen tiefen Eindruck hinterlassen; nur lag dem deutschen Freiherrn nichts ferner, als jene überschätzung der wirtschaftlichen Güter, worein die blinden Anhänger des Schotten verfielen, vielmehr bekannte er sich laut zu der friderizianischen Meinung, daß übermäßiger Reichtum das Verderben der Völker sei. Justus Mörsers lebenswarme Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit ergriffen ihn lebhaft, das Studium der deutschen und der englischen Verfassungsgeschichte kam seiner politischen Bildung zustatten, und sicher hat die romantische Weltanschauung des Zeitalters, die allgemeine Schwärmerei für die ungebrochene Kraft jugendlichen Volkslebens unbewußt auch

auf ihn eingewirkt. Doch der eigentliche Quell seiner politischen Überzeugung war ein starker sittlicher Idealismus, der, mehr als der Freiherr selbst gestehen wollte, durch die harte Schule des preussischen Beamtendienstes gestählt worden war.

Die Verwaltungsordnung des ersten Friedrich Wilhelm hatte einst das dem öffentlichen Leben ganz entfremdete Volk in den Dienst des Staates hineingezwungen. Stein erkannte, daß die also Erzogenen nunmehr fähig waren unter der Aufsicht des Staates die Geschäfte von Kreis und Gemeinde selbst zu besorgen. Er wollte an die Stelle der verlebten alten Geburtsstände die Rechtsgleichheit der modernen bürgerlichen Gesellschaft setzen, aber nicht die unterschiedslose Masse souveräner Einzelmenschen, sondern eine neue gerechtere Gliederung der Gesellschaft, die den „Eigentümern“, den Wohlhabenden und vornehmlich den Grundbesitzern, die Last des kommunalen Ehrendienstes auferlegte und ihnen dadurch erhöhte Macht gäbe — eine junge auf dem Gedanken der politischen Pflicht ruhende Aristokratie. Er dachte die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Tatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor allem für die Macht der Krone. Eine Verfassung bilden, sagte er oft, heißt das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln. Er strebte von jenen künstlichen Zuständen der Bevormundung und des Zwanges, die sich einst aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatten, wieder zurück zu den einfachen und freien Anschauungen der deutschen Altvordern, denen der Waffendienst als das Ehrenrecht jedes freien Mannes, die Sorge für den Haushalt der Gemeinde als die natürliche Aufgabe des Bürgers und des Bauern erschien. Dem begehrliehen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das strenge altpreussische Pflichtgefühl entgegen, dem dreisten Dilettantismus der Staatsphilosophen die Sach- und Menschenkenntnis eines gewiegten Verwaltungsbeamten, der aus den Erfahrungen des

Lebens die Einsicht gewonnen hatte, daß der Neubau des Staates von unten her beginnen muß, daß konstitutionelle Formen wertlos sind, wenn ihnen der Unterbau der freien Verwaltung fehlt.

Diese Gedanken, wie neu und kühn sie auch erschienen, ergaben sich doch notwendig aus der inneren Entwicklung, welche der preussische Staat seit der Vernichtung der alten Ständeherrschaft bis zum Erscheinen des Allgemeinen Landrechts durchlaufen hatte; sie berührten sich zugleich so nahe mit dem sittlichen Ernst der Kantischen Philosophie und dem wieder erwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft, daß sie uns Nachlebenden wie der politische Niederschlag der klassischen Zeit unserer Literatur erscheinen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von keinem freilich so umfassend und eigentümlich wie von Stein. In den Briefen und Denkschriften von Scharnhorst und Gneisenau, von Vincke und Niebuhr kehrt überall derselbe leitende Gedanke wieder: es gelte, die Nation zu selbständiger, verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Mut und Opfermut der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken. Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen lag nicht in der Weise dieser praktischen Staatsmänner; sie rühmten vielmehr als einen Vorzug des englischen Lebens, daß dort die politische Doktrin so wenig gelte. Und so war auch das einzige literarische Werk, das unter Steins Augen entstand, Vinckes Abhandlung über die britische Verwaltung der Betrachtung des Wirklichen zugewendet. Die kleine Schrift gab zum ersten Male ein getreues Bild von der Selbstverwaltung der englischen Grafschaften, die bisher neben der bewunderten Gewaltenteilung des konstitutionellen Musterstaates noch gar keine Beachtung gefunden hatte; sie enthielt zugleich eine so unzweideutige Kriegserklärung gegen die rheinbündisch-französische Bureaucratie, daß sie erst nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft gedruckt werden durfte. Darum ist den Zeitgenossen der ganze Tiefsinn der Staats-

gedanken Steins niemals recht zum Bewußtsein gekommen. Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Überlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auffassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt.

Es war der Schatten seiner Tugenden, daß er in den verschlungenen Wegen der auswärtigen Politik sich nicht zurecht fand und die unentbehrlichen Künste diplomatischer Verschlagenheit als niederträchtiges Finassieren verachtete. Ihm fehlte die List, die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens. Auf dem Gebiete der Verwaltung bewegte er sich mit vollendeter Sicherheit. Wenn aber eine Aussicht auf die Befreiung seines Vaterlandes sich zu eröffnen schien, so verließ ihn die besonnene Ruhe, und fortgerissen von dem wilden Ungestüm seiner patriotischen Begeisterung rechnete er dann leicht mit dem Unmöglichen.

Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchzusteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Bornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Bornes. Wer

aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfnis des Augenblicks. Wenn er das Beamtentum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurteilte, die Österreicher schlechtweg als Preußens deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adligen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bureaucratie zerstören und alles was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte.

Nach seinem vergeblichen Kampfe gegen die Kabinettsregierung und seiner schnöden Entlassung hatte Stein still in Nassau gelebt und dort schon in einer umfassenden Denkschrift einige Umrisse für die Neugestaltung des Staates aufgezeichnet. Da traf ihn die Kunde von dem unseligen Frieden und warf den Heißblütigen auf das Krankenbett. Bald darauf kam die Aufforderung zur Rückkehr. Er nahm an; jede Kränkung war vergessen; nach drei Tagen wurde sein Wille des Fiebers Herr. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, und der König legte vertrauensvoll die Leitung des gesamten Staatswesens in

die Hände des Ministers. Welch eine Lage! An seinem letzten Geburtstage hatte Friedrich Wilhelm, da die Räumung des Landes gar nicht beginnen wollte, in einem eigenhändigen Briefe dem Imperator geradezu die Frage gestellt, ob er Preußen zu vernichten beabsichtige. Napoleon blieb stumm, die Taten gaben die Antwort. Mitten im Frieden standen 160 000 Franzosen in den Festungen und in großen Lagern, über das ganze Staatsgebiet verteilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Der Kern der alten preussischen Armee, mehr als 15 000 Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy, und woher sollte die ausgeplünderte Monarchie Mittel nehmen für die Bildung eines neuen Heeres? An verfügbarem jährlichem Einkommen verblieben dem Staate noch  $13\frac{1}{2}$  Mill. Tlr., kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Überall wo Napoleons Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen, so daß der König nahezu nichts erhielt, Hunderte der auf halben Sold entlassenen Offiziere unbezahlt darben mußten. Die einst vielbenedete Seehandlung hatte, wie die Bank, ihre Zahlungen eingestellt; ihre Obligationen sanken im Kurse bis auf 25. Die Tresorscheine fielen bis auf 27, da an die Einlösung nicht mehr zu denken war und die französischen Behörden das Papiergeld zu Wuchergeschäften mißbrauchten. Massen entwerteter Scheidemünzen strömten aus den abgetretenen Provinzen in das Land zurück, und die Franzosen ließen, um das Unheil zu vermehren, in der Berliner Münze noch für 3 Mill. Tlr. neues Kleingeld prägen. Der Staatskredit war so gänzlich vernichtet, daß eine Prämienanleihe von einer Million, in kleinen Scheinen zu 25 Tlr. ausgegeben, nach drei Jahren noch immer nicht vergriffen war. In der diplomatischen Welt galt Preußen kaum noch so viel wie eines der Königreiche des Rheinbundes; der holländische Gesandte, ein französischer Konsul und ein österreichischer Geschäftsträger bildeten im Jahre 1808 die gesamte Vertretung des Auslandes am Königsberger Hofe. Die französische Militärverwaltung unter Darius brutaler Leitung hauste im Frieden ärger als

im Kriege und jeder ihrer Übergriffe erfolgte auf Napoleons ausdrücklichen Befehl: eine Kontribution drängte die andere, und monatelang blieb es ein tiefes Geheimnis, wieviel der unersättliche Feind noch von dem erschöpften Lande fordern wolle. In Ost- und Westpreußen wurde zur Abtragung der Kriegslasten eine progressive Einkommensteuer, die bis zu 20 vom Hundert stieg, ausgeschrieben; ein keineswegs reicher Stettiner Kaufmann mußte in dem Jahre nach dem Frieden für Kontribution und Einquartierung mehr als 15 000 Taler zahlen.

Handel und Wandel stockten. Der britische Kaufmannsneid hatte den letzten Krieg rücksichtslos benutzt, um die stärkste Handelsmarine der Ostseeküsten zu zerstören. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der Friede mit England noch nicht geschlossen war, sah sich die preußische Flagge gleichzeitig durch die britischen und die französischen Kreuzer bedroht. Dann kam der Jammer der Kontinentalsperre. Die Reederei der pommerischen Häfen verringerte sich in kurzer Zeit von 34 000 auf 20 000 Last. Die alten natürlichen Straßen des Welthandels lagen verödet; die baltischen Provinzen verloren, da ihnen gute Landstraßen noch fast gänzlich fehlten, den Absatzweg für ihren einzigen Exportartikel, das Getreide. Ein heilloser Schmuggelhandel führte von Gothenburg und Helgoland, dem neuen Klein-London, die Waren der Kolonien ins Land; andere Warenzüge kamen aus Malta und Korsu durch Bosnien und Ungarn. Der preußische Mittelstand konnte die Preise der gewohnten Genusmittel nicht mehr erschwingen; man trank Bichorienwasser, rauchte Huslattich und Rußblätter. Bettelhafte Elend in jedem Haushalt, jedem Gewerbe: die Königsberger Buchdrucker verlangten drei Wochen Frist, um ein sechs Bogen langes Gesetz zu drucken, weil sie nur für einen Bogen Satz hatten. Schön, der gewiegte Finanzmann, der sich gern seines altpreußischen Mutes rühmte, fand die Zustände so hoffnungslos, daß er schon vier Monate nach dem Frieden in einer Denkschrift ausführte: man müsse den Sieger durch die Abtretung des Magdeburgischen rechts

der Elbe und eines Theiles von Oberschlesien befriedigen, sonst gehe das Land durch den Steuerdruck zugrunde.

Alles erinnerte an jene jammervollen Zeiten, da einst die Wallensteiner in den Marken hausten und Georg Wilhelm als ein Fürst ohne Land in Königsberg weilte. Aber welche Saat von Liebe und Treue war während der sechs Menschenalter seitdem aufgegangen! Damals widersetzte sich der Königsberger Landtag in störrischem Troze seinem Kurfürsten; jetzt standen Fürst und Volk zueinander wie eine große Familie. Das ärmliche Landhaus bei Memel und die düsteren Räume des alten Ordenschlosses in Königsberg wurden nicht leer von Besuchern, die ihrem Könige in seiner Not eine Freude bereiten, ein gutes Wort sagen wollten; zu der Taufe der neugeborenen Königstochter erschienen die Stände von Ostpreußen als Paten; an allen Läden hing das neue Bild, das den König in der häßlichen Uniform der Zeit inmitten seiner Kinder darstellte. Und wieviel königlicher als der Vater des Großen Kurfürsten wußte Friedrich Wilhelm sein hartes Los zu tragen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihm die Seele, mehr als je bedurfte er des herzlichen Zuspruchs seiner Gemahlin; er hatte Stunden, wo ihm zumute war, als ob nichts ihm gelänge, als ob er nur für das Unglück geboren sei. Bis er im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzoge las, wählte er sich den Sinnspruch für sein hartes Leben: meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Doch diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Niemals wollte er sich überzeugen, daß die gemeinen Seelen aus der Familie Bonaparte, die jetzt Europas Kronen trugen, wirkliche Fürsten seien, daß dies mit allem seinem Ruhm und Glanz so windige, so schwindelhafte Abenteuer des napoleonischen Weltreichs in der vernünftigen Gotteswelt auf die Dauer bestehen könne. Niemals ließ er sich zu einer persönlichen Freundschaft gegen Napoleon herbei. Selbst Stein riet einmal, den Imperator durch Schmeichelei milder zu stimmen und ihn als Paten zur Taufe der neugeborenen Prinzessin zu laden. Aber der König wies den Gedanken weit von sich. Dagegen ging

er willig und ohne Vorbehalt auf die politischen Vorschläge seines großen Ministers ein. An Steins Gesetzen hatte er weit größeren Anteil, als die Zeitgenossen mußten. Vieles was sich jetzt vollendete, war ja nur die kühne Durchführung jener Reformgedanken, worüber der unentschlossene Fürst ein Jahrzehnt hindurch gebrütet hatte. Nur so werden die raschen, durchschlagenden Erfolge des einen kurzen Jahres der Steinschen Verwaltung verständlich.

Auch unter den Beamten fand der neue Minister willige Helfer. Ein Glück für ihn, daß er sein Reformwerk gerade auf ostpreussischem Boden beginnen mußte. Hier wurde die Unhaltbarkeit der alten ständischen Gliederung besonders lebhaft empfunden, da die Provinz in ihren Köllmern einen freien nichtadligen Grundbesitzerstand besaß; hier waren die Gebildeten, namentlich die Beamten, längst vertraut mit den freien sittlichen und politischen Anschauungen, welche die beiden wirksamsten Lehrer der Königsberger Hochschule, Kant und der soeben verstorbene Kraus, seit Jahren verbreitet hatten. Die meisten Gesetze Steins wurden in dem ostpreussischen Provinzialdepartement vorbereitet. An der Spitze dieser Behörde stand der Minister v. Schrötter, ein musterhafter Verwaltungsbeamter von erstaunlicher Tätigkeit, der sich in seinen hohen Jahren noch eine jugendliche Empfänglichkeit für neue Gedanken bewahrt hatte; unter ihm arbeiteten Friesse und Wildkens. Ganz und gar von den Ideen Kants erfüllt war Schön, in mancher Hinsicht ein getreuer Vertreter des stolzen, freisinnigen, gedankenreichen ostpreussischen Wesens, freilich auch ein Doktrinär der unbedingten Freihandelslehre, zudem maßlos eitel, unfähig fremdes Verdienst bescheiden anzuerkennen und, ganz gegen die Art seines edlen Stammes, unwahrhaftig. Neben ihm wirkte Staegemann, ein hochgebildeter, kundiger Geschäftsmann von seltenem Fleiße und seltener Bescheidenheit, der seine treue Liebe zum preussischen Staate zuweilen in tief empfundenen ungelenten Gedichten aussprach, dann Niebuhr, der geniale Gelehrte, zu reizbar, zu abhängig von der Stimmung des Augenblicks, um sich leicht

in die gleichmäßige Tätigkeit der Bureaus zu finden, aber allen unschätzbar durch den unerschöpflichen Reichtum eines lebendigen Wissens, durch die Weite seines Blicks, durch den Adel einer hohen Leidenschaft; dann Nicolovius, ein tiefes, von der religiösen Strömung der Zeit im Innersten bewegtes Gemüt; dann Sack, Alewiz und viele andere, ein schöner Verein ungewöhnlicher Kräfte. Unter allen stand der westfälische Freiherr von Vincke den Anschauungen Steins am nächsten. Auch er hatte sich seine Ansicht vom Staate unter dem Adel und den Bauern der roten Erde gebildet, nur daß der geborene Preuße die Verdienste des Soldbeamtentums unbefangener anerkannte als der Reichsritter; er rechnete sich selber nicht zu den schöpferischen Köpfen, seine Stärke war die Ausführung, die rastlose Tätigkeit des Verwaltungsbeamten.

Gardenberg, der auf Napoleons Befehl zum zweiten Male das Ministerium hatte verlassen müssen, sendete aus Riga eine große Denkschrift über die Reorganisation des preussischen Staats, die er dort im Verein mit Altenstein ausgearbeitet. Sie berührte sich vielfach mit den Ideen des neuen Ministers, manche ihrer Vorschläge waren seinen Äußerungen wörtlich entlehnt — so der Gedanke einer Ständeversammlung für den gesamten Staat. Doch verriet sich auch hier sehr jener seine und tiefe Gegensatz, welcher den Jünger der Aufklärung von Steins historischer Staatsanschauung immer getrennt hat. Gardenberg war zuerst Diplomat, in Verwaltungssachen bei weitem nicht so gründlich unterrichtet wie Stein, und nahm daher unbedenklich in seine Denkschrift einige allgemeine theoretische Sätze auf, wie sie Altenstein, der Freund Fichtes, liebte. Sein Reformplan war „nach der höchsten Idee des Staates“ bemessen; in der Handelspolitik sollte ohne Einschränkung der Grundsatz des *laissez faire* gelten. Während Stein die Revolution von früh auf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet hatte und nur einige ihrer probehaltigen Ergebnisse auf deutschen Boden verpflanzen wollte, war Gardenberg von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden. Er bezeichnete geradezu als das Ziel

der Reform: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung,“ schloß sich im einzelnen eng an das Vorbild Frankreichs an, verlangte für das Heer die Konfskription mit Stellvertretung, und die altpreußischen Ehrenämter der Landräte hätte er gern durch bureaukratische Kreisdirektoren verdrängt. Von der Selbstverwaltung der Gemeinde sprach er gar nicht. Gemeinsam war beiden Staatsmännern die sittliche Hoheit der Staatsgesinnung. Beide wollten, wie Altensteins Entwurf sich ausdrückte, „eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit;“ beide wußten, daß Frankreich nur „eine untergeordnete, auf bloße Kraftäußerung gerichtete Tendenz“ verfolge, und forderten von dem verjüngten deutschen Staate, daß er Religion, Kunst und Wissenschaft, alle idealen Bestrebungen des Menschengeschlechts um ihrer selbst willen beschütze und also durch sittliche Kräfte sich den Sieg über die feindliche Übermacht sichere.

Stein besaß in hohem Maße die dem Staatsmanne unentbehrliche Kunst, die Gedanken anderer zu benutzen. Alle die Vorschläge, die ihm aus den Kreisen des Beamtentums entgegengebracht wurden, ließ er auf sich wirken, doch seine letzten Entschliessungen faßte er stets nach eigenem Ermessen. Dann stellte er die leitenden Gedanken in großen Zügen fest, überließ die Ausarbeitung den Räten und trat erst wieder ein, wenn es galt das vollendete Werk gegen Zweifel und Widerspruch durchzusetzen. Als er in Memel eintraf, fand er bereits einen Entwurf vor für die Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Ost- und Westpreußen. Schön, Staegemann und Kiewitz hatten den Plan, auf Befehl des Königs, ausgearbeitet und sich namentlich darauf berufen, daß in dem benachbarten Herzogtum Warschau die Beseitigung der Leibeigenschaft bevorstehe. Der Minister gab dem Gesetze sofort einen größeren Sinn, verlangte die Ausdehnung der Reform auf das gesamte Staatsgebiet. Seit er politisch zu denken vermochte, hatte er die Unfreiheit des Landvolks als den Fluch unseres Nordostens betrachtet; jetzt schien es ihm an der Zeit, dies uralte Leiden endlich zu heilen, mit

einem kühnen Schritte das Ziel zu erreichen, worauf die Gesetze der Hohenzollern seit Friedrich Wilhelm I. immer mit halbem Erfolge hingearbeitet hatten. Der König stimmte freudig zu; die tapfere Zuversicht des Ministers erweckte ihm den Mut ernstlich zu wollen was er sein Lebenslang nur gehofft und gewünscht. So erschien denn am 9. Oktober 1807 das Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums — die Habeas-Korpus-Akte Preußens, wie Schön sagte. In anspruchlosen Formen ward eine tiefgreifende soziale Revolution vollzogen: etwa zwei Drittel der Bevölkerung des Staates gewannen die unbeschränkte persönliche Freiheit, am Martinitage 1810 sollte es nur noch freie Leute in Preußen geben. Dasselbe Gesetz vernichtete mit einem Schlage die ständische Ordnung des friderizianischen Staates. Der Edelmann erhielt das Recht, ein Bauer zu werden und bürgerliche Gewerbe zu treiben — ein Recht, das zugleich als Ersatz galt für die bisherige Bevorzugung des Adels in der Armee. Jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb war fortan jedem Preußen zugänglich.

Aber Stein war nicht gewillt, die alten volksfreundlichen Grundzüge der Monarchie preiszugeben und unter dem Vorwande des freien Wettbewerbs die Vernichtung des kleinen Grundbesizes zu erlauben; ein freier kräftiger Bauernstand erschien ihm als die festeste Stütze des Staates, als der Kern der Wehrkraft. Darum wurde den Rittergutsbesitzern das Auskaufen der Bauer-güter nur unter Beschränkungen und mit Zustimmung der Staatsbehörden gestattet. Und während Schön, getreu den Dogmen der englischen Freihandelschule, den Untergang der alten land-sässigen Geschlechter als eine unabänderliche wirtschaftliche Notwendigkeit hinnehmen wollte, griff Stein den verschuldeten Großgrundbesitzern mit einem General-Indult unter die Arme. So gelang es, dem Landadel über die nächste schwere Zeit hinweg-zuhelfen, die Mehrzahl der Rittergüter ihren alten Besitzern zu erhalten. Ebenso maßvoll bei aller Kühnheit war auch das neue Edikt, das den Einsassen der Domänen in Ost- und

Westpreußen, etwa 47 000 bäuerlichen Familien, das freie Eigentum verlieh; sie sollten befugt sein, drei Viertel der auf ihren Gütern haftenden Dienste und Abgaben binnen vierundzwanzig Jahren durch Geldzahlungen abzulösen. Ein Viertel blieb als unablässliche Kontribution fortbestehen; Stein verwarf die vollständige Beseitigung aller dinglichen Lasten der Bauerngüter als eine allzu radikale Störung der gewohnten Besitzverhältnisse. Daran schloß sich die Aufhebung des Mühlenzwanges, der Zünfte und Verkaufsmonopolen für Bäcker, Schlächter und Höker. Verwandlung aller Dienste und Naturalabgaben in Geldzahlungen, Beseitigung der Zwangs- und Bannrechte, der Servituten, der Gemeinheiten war das Ziel, dem der Gesetzgeber zustrebte; das freie Privateigentum sollte überall zu seinem Rechte kommen. In scharfem Gegensatze zu dem friderizianischen Systeme der monarchischen Arbeitsorganisation wollten die neuen Gesetze „alles entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war.“ Die nach Steins Abgang erlassene Instruktion an die Verwaltungsbehörden sagte kurzab — in der Form sicherlich etwas abstrakter als Stein selbst geschrieben hätte —: die Gewerbe sollten ihrem natürlichen Gange überlassen bleiben; es sei nicht notwendig den Handel zu begünstigen, er müsse nur nicht erschwert werden.

In Auslande wurde der mächtige Umschwung, der das alte Preußen in seinen sozialen Grundfesten erschütterte, kaum beachtet. Die bewegte Zeit hatte der radikalen Neuerungen genug erlebt, und wie viele, die mit größerem Lärm begannen, waren im Sande verlaufen. Die Franzosen spotteten, wie bedacht man in Königsberg den Spuren der großen Revolution folge. In Preußen selbst empfand man um so lebhafter, wie tief die neue Gesetzgebung in alle Lebensverhältnisse einschneide. Das gebildete Bürgertum begrüßte die Befreiung des Landvolks mit Freuden; in Breslau wurden die Taten des königlichen Reformators auf der Bühne verherrlicht. Aber der kurmärkische Adel, der tapfere Marwitz voran, zürnte auf den dreisten Aus-

länder, der mit seiner fränkischen und ostpreußischen Beamten-  
schule das alte gute brandenburgische Wesen zerstöre. Unerhört  
erschien außer dem revolutionären Inhalt auch die jakobinische  
Sprache der Steinschen Gesetze, die nach dem alten Brauche  
des Absolutismus in ausführlichen Erläuterungen die Ab-  
sichten des Monarchen dem Volke zu erklären suchten und sich  
dabei wiederholt auf das Wohl des Staates, auf die Fortschritte  
des Zeitgeistes beriefen. Und nun gar die den märkischen Junkern  
ganz unbekannte Menschenklasse der „Landbewohner“, die man  
am grünen Tische erfunden hatte! In der Priegnitz rotteten  
sich sogar die Bauern zusammen, tobend gegen „die neue Frei-  
heit“, und der König mußte seine gelben Reiter wider sie aus-  
senden. Auf der Junkergasse zu Königsberg tagte der Perpon-  
cherische Klub, würdige Herren vom Hofe, vom Landadel, von  
der Armee, allesamt tief entrüstet über „das Nattergezücht“  
der Reformen. Niemand dort schalt grimmiger als General  
York: der sah die alte strenge Zucht aus der Welt verschwinden,  
sah die Zeit gekommen, wo jeder Fähnrich an seinem Obersten  
zum Marquis Posa werden wollte. Selbst Gneisenau konnte  
der Kühnheit des Ministers nicht folgen, er meinte den Untergang  
des großen Grundbesitzes vor Augen zu schauen, bis ihn die  
Erfahrung eines Besseren belehrte. Einige der watersten Männer  
aus den alten ostpreußischen Geschlechtern der Dohna, der Auers-  
wald, der Finkenstein beschworen den König in einer Eingabe,  
die Rechte des Adels zu schützen, ihm mindestens die Befreiung  
vom Kriegsdienste und die Patrimonialgerichte zu erhalten. Auch  
berechtigte Beschwerden blieben nicht aus; denn obwohl der Gesetz-  
geber seine Hauptgedanken überall mit geschäftlicher Klarheit und  
Bestimmtheit aussprach, so waren doch im einzelnen, bei der Eile  
der Arbeit, manche Unklarheiten und Widersprüche mit unter-  
gelaufen. Aber das Ansehen des königlichen Befehls stand ebenso  
fest wie das Vertrauen zu der Rechtschaffenheit Friedrich Wil-  
helms. Daß dieser Fürst ein offenes Unrecht gebieten könne,  
wollten doch selbst die Unzufriedenen nicht glauben. Die Reform  
ging ihren Gang. Wieder, wie so oft schon, wurde eine Tat

der Befreiung dem preußischen Volke durch den Willen seiner Krone auferlegt.

Die zweite große Aufgabe, welche Stein sich stellte, war die Vollendung der Staatseinheit. Er hatte aus den Verhandlungen der Pariser Nationalversammlung die Notwendigkeit eines zentralisierten Kassenwesens, aus der Verwaltungsorganisation des ersten Konsuls die Vorzüge einer übersichtlichen Einteilung der Staatsgeschäfte kennen gelernt und schon vor dem Kriege die Einsetzung von Fachministern für den gesamten Staat empfohlen. Das wunderliche Nebeneinander von Provinzial- und Fachministern, die Vermischung des Realsystems mit dem Provinzialsysteme genügte nicht mehr für die Bedürfnisse der schlagfertigen modernen Verwaltung. War doch die ängstliche Schonung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten während der letzten Jahrzehnte so weit getrieben worden, daß die Beamten der alten Schule die preußische Monarchie geradezu einen Föderativstaat nennen konnten. Bei näherer Prüfung ergab sich indes, wie gesund und lebensfähig die Verwaltungsordnung Friedrich Wilhelms I. noch immer war. Nur man sich anschickte sein Werk weiterzuführen, lernte man den sicheren Blick des alten gestrengen Organisations erst völlig würdigen; Schön pries ihn gern als Preußens größten inneren König. Nicht ein Umsturz, nur die Fortbildung und Vereinfachung der alten Institutionen wurde beschlossen. Das Gesetz vom 16. Dezember 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden stellte fünf Fachminister, für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz, an die Spitze der gesamten Staatsverwaltung, vereinigte die alten Generalkassen zu einer Generalstaatskasse unter der Leitung des Finanzministers. Stein sah voraus, wie gefährlich die ungeheure Macht jener fünf Männer werden konnte; er beabsichtigte daher als höchste Behörde der Monarchie einen Staatsrat zu bilden, der alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes, auch die Minister selbst, in sich vereinigen, die Gesetzentwürfe beraten, die großen Streitfragen des öffentlichen Rechts entscheiden sollte. Aber dieser

Teil seiner Entwürfe blieb unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Durch die Einsetzung der Fachminister war das Generaldirektorium beseitigt. Dagegen blieben die altbewährten Kriegs- und Domänenkammern unter dem neuen Namen: Regierungen bestehen. Man trennte Rechtspflege und Verwaltung vollständig, nahm den Regierungen die Gerichtsgeschäfte der alten Kammern; man säuberte sie von unbrauchbaren Mitgliedern, wie denn Stein überall die tatsächliche Unabseßbarkeit des alten Beamten-tums bekämpfte und der Krone das Recht vorbehielt, die Verwaltungsbeamten nach Belieben zu entlassen; man erleichterte den Geschäftsgang, gab den Präsidenten und den Dezerenten für die einzelnen Fächer größere Selbständigkeit. Jedoch die Vorzüge des deutschen Kollegialsystems, Unparteilichkeit und sorgsame Berücksichtigung aller Verhältnisse des einzelnen Falls, standen in Steins Augen zu hoch, als daß er sie gegen die raschere Beweglichkeit der bureaukratischen Präfekten-Verwaltung hin-gegeben hätte. Die Mittelstellen der preussischen Verwaltung blieben Kollegien und haben in dieser Gestalt noch durch zwei Menschenalter ersprießlich gewirkt. Statt des leeren Schau-gepranges der Generalräte, die den napoleonischen Präfekten mit unmaßgeblichem Beirat zur Seite standen, verlangte der deutsche Staatsmann vielmehr eine tätige, regelmäßige Teilnahme der Nation an den Geschäften der Verwaltung; dann ströme den Männern am grünen Tische ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen zu, und im Wolke belebe sich der Sinn für Vaterland, Selbständigkeit, Nationalehre.

Doch wie diese verwaltende Tätigkeit der Regierten einfügen in die festgeordnete Hierarchie des Soldbeamtentums? Einzelne Verwaltungsgeschäfte den Landtagen zu übertragen verbot sich von selbst; der Nepotismus, die Schwerfälligkeit, die Händelsucht der alten landständischen Ausschüsse standen noch in allzu üblem Andenken. Daher kamen Stein und Hardenberg beide auf den sonderbaren Einfall, in jede Regierung, immer auf drei Jahre,

neun von den Landständen vorgeschlagene Repräsentanten zu berufen, die mit vollem Stimmrecht an allen Arbeiten der Behörde sich beteiligen sollten. Der Gedanke zeigt deutlich, wie gründlich man mit den alten Anschauungen bürokratischer Selbstgerechtigkeit gebrochen hatte; doch er war verfehlt. Die neue Einrichtung trat nur in Ostpreußen ins Leben; überall sonst zeigten die Landstände geringe Neigung, die Tagegelder für die Notabeln aufzubringen. Die ostpreussischen Repräsentanten fühlten sich bald sehr einsam unter der Überzahl ihrer bürokratischen Amtsgenossen, sie standen wie Dilettanten unter Fachmännern; die vom Lande wollten nicht so lange im Bureau aushalten: die Tagegelder blieben aus, der Eifer erkaltete rasch, und im Jahre 1812 wurde der verunglückte Versuch aufgegeben. Auch das neue Amt der Oberpräsidenten bewährte sich vorerst nur wenig. Während das revolutionäre Frankreich seine alten Provinzen in ohnmächtige Departements zerschlug, wollte Stein, in bewußtem Gegensatze, die schwachen Regierungsbezirke zu großen lebensfähigen Provinzen vereinigen. Drei Oberpräsidenten, für Schlesien, für die altpreussischen, für die märkisch-pommerschen Lande, erhielten die Obergewalt über die Regierungen, nicht als eine Zwischeninstanz, sondern als ständige Kommissare des Ministeriums und als Vertreter der gemeinsamen Interessen ihrer Provinz. Die Institution war offenbar auf die weiten Verhältnisse eines Großstaates berechnet. In der Enge der verkleinerten Monarchie bewirkte sie nur die Erschwerung der Geschäfte, und erst nach der Wiederherstellung der preussischen Großmacht hat sie sich als segensreich erwiesen.

Steins soziale Reformen und die Befestigung der Staatseinheit gingen hervor aus der selbständigen, eigentümlichen Durchbildung von Gedanken, welche seit dem Ausbruche der Revolution in der Luft lagen und allen hellen Köpfen des preussischen Beamtentums als ein Gemeingut angehörten. Eine durchaus schöpferische Tat, das freie Werk seines Genius, war dagegen die Städte-Ordnung vom 19. November 1808. Als die letzte und höchste Aufgabe seines politischen Wirkens erschien ihm die

Erhebung der Nation aus der dumpfen Enge ihres häuslichen Lebens; er sah sie in Gefahr, der Sinnlichkeit zu verfallen oder den spekulativen Wissenschaften einen übertriebenen Wert beizulegen, und wollte sie erziehen zu gemeinnütziger Tätigkeit, zu kräftigem Handeln. Ein glücklicher praktischer Blick hieß ihn sein Werk bei den Städten beginnen. Erst wenn unter der gebildeten städtischen Bevölkerung wieder ein selbständiges Gemeindeleben erwacht war, konnten den rohen, soeben erst der Erbhuntertänigkeit entwachsenen Bauern, die ihren Grundherren noch voll Großes gegenüberstanden, die Rechte und Pflichten der Selbstverwaltung auferlegt werden. An der Ausarbeitung des Gesetzes hatte Wilckens den größten Anteil. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushalts, ihres Armen- und Schulwesens und sollten auf Verlangen des Staates in seinem Namen auch die Geschäfte der Polizei besorgen. Sie wurden gegenüber der Staatsgewalt fast ganz unabhängig gestellt und sogar mit dem Rechte der Autonomie in Steuersachen ausgestattet, einem Rechte, dessen gemeinschädliche Wirkungen noch niemand ahnte. Die alten buntschekigen Abstufungen des Bürgerrechts fielen hinweg, wie die Vorrechte der Zünfte. Die Einwohner der Städte zerfielen nur noch in zwei Klassen, Bürger und Schutzverwandte. Wer das leicht zu erwerbende Bürgerrecht erlangt hatte, war verbunden zur Übernahme aller Gemeindeämter; denn war die Freiheit des Eigentums ein leitender Gedanke der Steinschen Gesetze, so nicht minder der Grundsatz, daß der Eigentümer dem Gemeinwesen zum Dienst verpflichtet sei. Ein erwählter Magistrat, aus unbesoldeten und wenigen besoldeten Mitgliedern zusammengesetzt, und eine von der gesamten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung leiteten die städtische Verwaltung. So ward endlich gebrochen mit der zweihundertjährigen Verkümmernng des deutschen Kommunallebens.

Die Reform erscheint um so bewunderungswürdiger in ihrer einfachen Klarheit und Zweckmäßigkeit, da Stein nirgends in Europa ein Vorbild fand. Die verwahrlosten englischen Stadt-

verfassungen konnten ihm ebensowenig zum Muster dienen wie die Patrizierherrschaft in seinen geliebten westfälischen Städten. Nun erst gab es in Deutschland moderne Gemeinden — unabhängige Korporationen, die doch zugleich als zuverlässige Organe den Willen der Staatsgewalt vollstreckten, der Aufsicht der Regierungen unterworfen blieben. Bisher war ein Teil der Städte jeder Selbständigkeit beraubt gewesen. Andere hatten, wie die Grundherrschaften des flachen Landes, kleine Staaten im Staate gebildet mit patrimonialer Gerichtsbarkeit und Polizei, und wie oft waren die Gebote des Königs an „Unsere Vasallen, Amtleute, Magistrate und liebe Getreue“ durch den passiven Widerstand dieser altständischen Kommunalherrschaften zerschanden geworden. Jetzt endlich erhielt die Staatsverwaltung in dem Städtewesen einen kräftigen Unterbau, der ihrem eigenen staatlichen Charakter entsprach.

Auch diese Reform mußte der Nation durch den Befehl des Königs aufgezwungen werden. Der märkische Adel und die alte Schule des Beamtentums klagten über die republikanischen Grundsätze der Städteordnung. Welch ein Entsetzen in diesen Kreisen, als man erfuhr, daß einer der ersten Staatsbeamten, der Präsident von Gerlach, die Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin angenommen habe! Der ermattete Gemeinssinn des Bürgertums zeigte anfangs geringe Neigung für den erzwungenen Ehrendienst; auch entdeckte man bald, daß jede Selbstverwaltung teuer ist, während Stein und seine Freunde vielmehr eine Verminderung der Kosten erwartet hatten. Die von Friedrich Wilhelm I. regulierten, an strenge Haushaltung gewöhnten Städte fanden sich meist williger in die neue Ordnung als die alten Kommunen, die noch das Vetterchaftswesen selbstherrlicher Magistrate sich bewahrt hatten. Das rechte Verständnis für den Segen ihrer Freiheit erwachte den Bürgern jedoch erst während der Befreiungskriege, als die Staatsbehörden fast überall ihre Arbeit einstellten und jede Stadt sich selber helfen mußte. Seitdem erst kam unserem Städtewesen eine zweite Blütezeit, minder glänzend aber nicht weniger ehrenreich als die große Epoche der

Hansa; das Schulwesen, die Armenpflege, die gemeinnützigen Stiftungen des deutschen Bürgertums versuchten wieder zu wetteifern mit der älteren und reicheren städtischen Kultur der Romanen. Wie der erste Friedrich Wilhelm das moderne deutsche Verwaltungsbeamtentum geschaffen hatte, so wurde Steins Städteordnung der Ausgangspunkt für die deutsche Selbstverwaltung. Auf ihr fußten alle die neuen Gemeindegesetze, welche durch zwei Menschenalter, solange der Parlamentarismus noch unreif und unfertig da stand, den bewährtesten, den bestgesicherten Teil deutscher Volksfreiheit gebildet haben. Durch Steins Reformen wurde der lebendige Gemein Sinn, die Freude am verantwortlichen politischen Handeln wieder im deutschen Bürgertum erweckt. Ihnen danken wir, daß der deutsche konstitutionelle Staat heute auf festem Boden steht, daß unsere Anschauung vom Wesen der politischen Freiheit, so oft wir auch irrten, doch nie so leer und schablonenhaft wurde wie die Doktrinen der französischen Revolution.

Durch die Verluste des Tilsiter Friedens war Preußen wieder wesentlich ein Ackerbauland geworden. Darum dachte Stein der Städteordnung sobald als möglich eine Landgemeindeordnung folgen zu lassen. Ein von Schrötter und dem Ostpreussischen Provinzialdepartement verfaßter Entwurf lag bereits vollendet vor. Stein verlangte freie Landgemeinden mit Schulzen und Dorfgerichten. Die letzten und stärksten Stützen der altständischen Gesellschaftsordnung, die gutherrliche Polizei und die Patrimonialgerichtsbarkeit, mußten fallen, denn Regierung könne nur von der höchsten Gewalt ausgehen. An dem althistorischen Charakter des Landratsamtes änderten Steins Pläne nichts; der Landrat sollte wie bisher ein Staatsdiener sein, aber zugleich ein gering besoldeter Ehrenbeamter, ein Grundbesitzer aus dem Kreise selbst, der Vertrauensmann der Kreiseingesessenen. Nur der Umfang der Kreise schien dem erfahrenen Auge des Ministers zu groß für die Kräfte eines Mannes, und er erwog bereits mit seinem Freunde Wincke die Anstellung mehrerer Landräte in jedem Kreise; sie sollten wie die englischen Friedensrichter von

Zeit zu Zeit in Quarter-Sessionen zusammentreten. Neben dem Landrate ein Kreistag aus sämtlichen Rittergutsbesitzern und einigen Abgeordneten der Städte und Dörfer. Die starke Vertretung des großen Grundbesitzes gebot sich von selbst in einem Augenblicke, da jedermann noch bezweifelte, ob der rohe „Rustikalstand“, die kaum erst freigewordenen Bauern überhaupt fähig seien, den Kreistag zu beschicken. Auch für diese Reform hatte der unermüdete Schrötter schon einen ausführlichen Plan entworfen, der im wesentlichen von denselben Grundsätzen ausging wie späterhin die Kreisordnung von 1872.

Den Oberpräsidenten wollte Stein Provinziallandtage an die Seite stellen, damit die Eigenart und die Sonderinteressen der großen Landschaften innerhalb der Staatseinheit zu ihrem Rechte kämen. Er rühmte sich gern, sein Verfassungsplan sei auf freies Eigentum gegründet, gebe das Wahlrecht allen „Eigentümern“ — und dies bedeutete in seinem Munde ausschließlich oder doch überwiegend: die Grundbesitzer in Stadt und Land. Mit verwegener Hand hatte er die rechtlichen Schranken zwischen den alten Ständen niedergerissen, es gab in Preußen keine Geburtsstände mehr; jedoch über die tatsächlich noch vorhandenen, im Volksbewußtsein noch lebendigen Unterschiede der Berufsstände und Interessengruppen wollte er nicht leichtfertig hinweggehen. Darum forderte er ständische Wahlen für die Provinziallandtage, dergestalt, daß Ritterschaft, Städte, Bauerschaft für sich ihre Vertreter ernennen sollten, und verwarf die Vorschläge seines schlesischen Freundes Rhediger, die von der alten ständischen Gliederung gänzlich absahen. Ihm war es genug, wenn die Gesamtheit der Stadtbürger und der Bauern ständische Vertretung erhielt, während an den altständischen Landtagen nur einige bevorrechtigte Immediatstädte und von den Bauern allein die ostpreussischen Köllmer teilgenommen hatten. Ein erster Schritt nach diesem Ziele hin geschah noch unter seiner Verwaltung. Ostpreußen erhielt, damit „die Regierung durch die allgemeine Intelligenz unterstützt werde“, eine neue Landschaftsordnung, die den Köll-

mern gleiches Recht mit den Edelleuten und Zutritt zu den landständischen Ausschüssen gewährte.

Über diesen neuen Provinzialständen sollten endlich die preußischen Reichsstände stehen, als eine Stütze für die Krone, als das unumgängliche Mittel, den Nationalgeist zu erwecken und zu beleben. Der alte Absolutismus fühlte in diesen wilden Zeiten überall seine eigene Ohnmacht. Als die Bedrängnis des Staatshaushalts den Verkauf der Domänen gebot, wollte der König die Verantwortung für einen so gewagten Schritt nicht allein auf sich nehmen; er ließ daher das neue Hausgesetz über die Veräußerung der Domänen den Ständen aller Provinzen — in Schlesien, das keine Stände hatte, den Vertretern der Pfandbriefsinstitute und einiger Städte — zur Mitunterzeichnung vorlegen, obgleich er ausdrücklich erklärte, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Ein solcher Zustand der Unsicherheit des öffentlichen Rechts durfte nicht dauern. Stein trug sich mit dem Plane einer großen Steuerreform, er wollte brechen mit der ängstlichen hausväterlichen Sparsamkeit, welche die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, und auch in Preußen den kühnen Grundsatz einführen, der für jede Finanzwirtschaft großen Stiles gilt, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten sollen. Für diese Reform und für alle die anderen Opfer, die er sonst noch der wiedererstehenden Nation zudachte, schien ihm der Beistand einer reichsständischen Versammlung unentbehrlich; nur müsse sie vorläufig, wegen der Unreife des Volks, auf das Recht der Beratung beschränkt bleiben.

So im wesentlichen Steins Entwürfe für eine Reform an Haupt und Gliedern — das Größte und Kühnste, was der politische Idealismus der Deutschen je gedacht hatte. Durch ähnliche Pläne hatte einst Turgot die nahende Revolution abzuwenden gehofft, doch der Entwurf des deutschen Staatsmannes überbot die Gedanken des Franzosen weitaus in seiner bescheidenen Größe, seiner folgerechten Bestimmtheit, seiner Schonung für den historischen Bestand. Der König war mit allem einverstanden, am wenigsten mit der Berufung der Reichsstände. Nicht als ob

er die Beschränkung seiner Macht gefürchtet hätte; doch der Lärm der Debatte, die Leidenschaft des parlamentarischen Kampfes, die Notwendigkeit, selber öffentlich aufzutreten, war seiner Schüchternheit peinlich. Aufgewachsen in den Überlieferungen eines milden Absolutismus, voll Widerwillens gegen die Sünden der Revolution, konnte er von der Unentbehrlichkeit des Repräsentativsystems sich noch nicht vollständig überzeugen. In der That schien es fraglich, ob die Reichsstände, bei dem kläglichen Zustande der politischen Bildung, nicht eher hemmend als fördernd wirken würden. Von dem Adel, der doch nach Steins Entwürfen das mächtigste Glied des Vereinigten Landtags bilden sollte, stand die freie Zustimmung zu einem gerechteren Steuersysteme und zu den anderen Neuerungsplänen des Ministers schwerlich zu erwarten. Auch die Städter und die Bauern bewiesen nur zu oft, wie wenig sie den Reformgedanken der Krone zu folgen vermochten.

Wenn aber Steins gewaltiger Wille am Ruder blieb, wenn die Reform, wie er plante, schrittweis vorging, wenn zunächst durch die Aufhebung der gutsherrlichen Polizei die Herrenstellung des Adels auf dem flachen Lande zerstört wurde und dann über den befreiten Gemeinden die Kreistage und die Provinziallandtage sich erhoben, so durfte er hoffen, den König zu der Erkenntnis zu bringen, daß die Berufung einer reichsständischen Versammlung um der Staatseinheit willen geboten sei als ein Gegengewicht gegen die zentrifugalen Kräfte der Provinzialstände. Und so konnte durch den freien Entschluß der Krone der Übergang von der absoluten Monarchie zum Repräsentativsystem vollzogen, dem preussischen Staate vielleicht ein Menschenalter tastender Versuche erspart werden. Stein baute auf die wachsende Einsicht in dem treuen, gutherzigen Volke. Die tiefe Kluft, welche die überfeinerte, weltfremde Bildung der Gelehrten von der gründlichen Roheit der Massen trennte, entging seinem Blicke nicht; er dachte sie zu überbrücken durch die Neugestaltung des Unterrichtswezens, und nur sein plötzlicher Sturz ließ diese Pläne nicht zur Reife kommen. Daß auch dieser Zweig der inneren

Verwaltung seinem freien, umfassenden Geiste nicht fremd war, hatte er schon vor Jahren in Münster bewiesen, als er dort den Jesuitismus auf der Hochschule bekämpfte und an der erstarrten Universität ein neues Leben erweckte. —

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Teilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinem eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urtheil und eindringende Sachkenntnis. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Kommission für die Reorganisation der Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griffe heraus hob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständniß folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preussische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Kühnheit aufgeprägt.

Eine merkwürdige, instinktive Übereinstimmung der sittlichen und politischen Überzeugungen verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Staatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntnis aus Steins eigenem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: „begeistre du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!“ Wie der Schüler Adam Smiths den Grundsatz der Arbeitsteilung nicht unbedingt auf die Staatsverwaltung anwenden wollte, sondern die Geschäftsgewandtheit des Berufsbeamtentums geringer schätzte als die in der Selbstverwaltung bewährte Mündigkeit des Volks, so lebten auch diese militärischen Fachmänner des Glaubens, daß im Kriege

zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Wert der gründlichen technischen Ausbildung anschlügen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als der Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß“ — so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — „der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuwirken, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.“

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeberg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatz genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konfiskationsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er

daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Tore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfachheit des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwitweten Vater alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf, als müßte es so sein.

Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens

stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke ließ er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann mußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Dranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Dranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in dieser großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedenssehnsucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahen ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß jeder einen Teil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrn naturen Gneisenau und Grolman, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clause-

wiß — alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als ein Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen, was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsamkeit des Meisters und er empfand, gleich so vielen Männern der Tat, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt seine Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinne an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Kommando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung.

Eine verwandte Natur war Grolman, hochherzig, hell und freudig, scharf und schonungslos in Tat und Rede, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Günst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehr stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verrieten, welche stürmische

Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der Jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Carl von Clausewitz, war mehr als die Aelteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren klassische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der Lehre vom Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urtheils, war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich, um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs bloß ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenem Auge in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Überzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nationen sich in zehn Jahren verändern? wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formiert. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei altpreussische, je eine aus Pommern und den Marken, das war alles, was von dem friderizianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Pöpsel fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestregten Arbeit des Felddienstes. Alle

Vorräte mußten von neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „der Volksfreund“, die der wackere Bärtsch herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen sollte, statt im Ehrgefühl. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsartikel schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adligen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus, was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie aller andern Vorrechte des Adels im Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennen gelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Wegs; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute“ hervorgerufen, wieviel rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offizierskorps eingedrängt, und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angefallen würde. Er wollte den alten aristokratischen Charakter des preußischen Offizierskorps

nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adligen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnliche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnliche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierskorps die Epauletten erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabs-offiziere und bei der Besetzung der höheren Kommandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierskorps dem Zivilbeamtentum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Zensus über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Korps durchdrang. Die soziale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Kapitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für niemand wurde die Umgestaltung des Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierskorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die tatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest,

daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neuen schärferen Anordnungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen, die Reformen nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkertums völlig gebrochen, was dem Kadettenhause Friedrich Wilhelms I. nur halb gelungen war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhtete, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zugrunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein sollte, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Ausnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsgesetze und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Untertanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Notwendigkeit einer milderen Behandlung der Mannschaft. Über die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Scharnhorst selbst, von Boyen, Dossau und anderen Offizieren verteidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzugs hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesamten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst „vor einer National-Armee zu sorgen, niemand auf der Welt muß erimiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat“. Prinz August sendete noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand.

Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Konstriktion eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Osterreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzukehren und den Mißbrauch der Exemptionen kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche, die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reserve-Armee also: § 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormalß die Bourgeois der französischen Direktorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz um die Institutionen des Siegers einfach nachzuahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Kantonspflicht befreite. Aber die Vorstellung, daß der Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Untertan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Zivilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle — und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müßigen militärischen Künstelei blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann; er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen

kann. Aus seiner reichen Geschichtskennntnis hatte er die Überzeugung gewonnen, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Übungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu verteidigen Thron und Herd!

Über den Grundsatz also bestand kein Zweifel. Doch wie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellten, besiegen? Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne weiteres in das stehende Heer einzureihen erschien dieser Zeit, die soeben erst der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte; und zudem erzwang Napoleon im September 1808 den Pariser Vertrag, kraft dessen der mißhandelte Staat sich verpflichten mußte, nicht mehr als 42 000 Mann Truppen zu halten.

So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reserve-Armee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Aber auch zu diesem Ziele war der gerade Weg versperrt. Scharnhorst erkannte sofort, das einfachste sei die Landwehr durch die Schule des stehenden Heeres gehen zu lassen, die Reserve-Armee aus ausgedienten Soldaten zu bilden. Und doch war dies für jetzt unmöglich. Die Einstellung einer so großen Anzahl von Rekruten hätte alsbald den Argwohn Napoleons erregt, und überdies konnte eine so gebildete Landwehr offenbar erst nach Jahren eine erhebliche Stärke erreichen, während man in jedem neuen Monat den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Darum mußte man

sich mit einer Miliz begnügen, welche ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem stehenden Heere, scheinbar nur für den inneren Sicherheitsdienst bestimmt, aber durch wiederholte Übungen militärisch geschult und mit genügenden Waffenvorräten versehen sofort beim Ausbruch des Krieges als Reserve-Armee auftreten sollte. Viermal hat Scharnhorst während der Jahre 1807—10 diese Landwehrpläne wieder aufgenommen und mit dem Monarchen beraten. Seinen ersten Entwurf brachte er bereits am 31. Juli 1807 zustande, ganz selbständig, lange bevor die österreichische Landwehr bestand.

Die älteren Pläne verfolgten den Hauptzweck, die Söhne der wohlhabenden Klassen, die sich selber bewaffnen und bekleiden konnten, für den Dienst im Kriege vorzubereiten; unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache sollten sie im Frieden eingeübt werden. Im Sommer 1809 gab der Rastlose seinen Entwürfen eine großartigere Gestalt, welche bereits die Grundzüge der Organisation von 1813 erkennen läßt. Er dachte hoch von der Heldenkraft eines zornigen Volkes, doch er sah auch nüchtern voraus, wie viele Zeit vergehen muß, bevor aus einem bewaffneten Haufen eine kriegstüchtige Truppe wird. Sein Plan war: das stehende Heer beginnt den Angriff; unterdessen bildet sich die Reserve-Armee aus den ausgedienten und überzähligen Soldaten sowie aus allen jüngeren Kantonspflichtigen; die Wohlhabenden treten als freiwillige Jäger ein. Diese Landwehr übernimmt den Festungsdienst und die Belagerung der vom Feinde besetzten Plätze; sobald sie genügend ausgebildet ist, zieht sie dem Heere nach und an ihre Stelle rückt die inzwischen versammelte Miliz, ein Landsturm, der alle noch übrigen Wehrhaften umfaßt. Scharnhorst wußte, wie ungerne Napoleon sich der Bundeer Kämpfe erinnerte, wie sehr er den Volksaufstand fürchtete; er hoffte den Befreiungskampf mit einem kleinen Kriege zu eröffnen, der sich auf einige Festungen oder verschanzte Lager stützen sollte, und ließ das für solchen Zweck so ungünstige Terrain der norddeutschen Ebene sorgsam auskundschaften. Gneisenau dachte sogar aus dem kleinen

Spandau ein Torres Vedras der Ebene zu machen, als er von Wellingtons portugiesischen Siegen erfuhr.

Aber alle diese Hoffnungen wurden zuschanden. Sobald Napoleon von einem neuen preußischen Landwehrplane hörte, griff er stets sofort mit herrischer Drohung ein; nicht einen Schritt durfte ihm der verhaßte Gegner über die Pariser Versprechungen hinausgehen, nur er selber behielt sich vor, sie mit Füßen zu treten. Man mußte endlich einsehen, daß die Bildung einer Landwehr schlechterdings unmöglich blieb, solange Preußen noch nicht in der Lage war an Frankreich den Krieg zu erklären. Das einzige, was bis dahin geschehen konnte, ohne das Mißtrauen des Imperators aufzustacheln, war die raschere Ausbildung der Mannschaften des stehenden Heeres. Die gesetzliche zwanzigjährige Dienstzeit der Kantonspflichtigen blieb unverändert, doch man hob ihrer so viele aus als irgend möglich und beurlaubte dann diese leidlich ausererzierten Krümper nach einigen Monaten. Die vertragsmäßige Heeresziffer wurde dabei nicht allzu streng eingehalten; das Leibregiment in Berlin ließ jahrelang, so oft die Truppe zum Felddienst ausrückte, einen Teil der Mannschaft in der Kaserne zurück, damit Napoleons Späher die Stärke der Bataillone nicht bemerkten. Es konnte nicht fehlen, daß manche Wehrpflichtige sich der strengeren Aushebung durch die Flucht entzogen, wie umgekehrt viele Konfribierte aus den Rheinbundslanden nach Preußen hinüberflohen; es gab beständig kleine Unruhen an den Landesgrenzen, der arme Mann wurde ganz irr an der wüsten Zeit. Im ganzen zeigte das Volk dem Könige hingebende Treue; geschah es doch einmal, daß Bauern aus der Umgegend nachts eine Kanone von den Wällen der westfälischen Festung Magdeburg stahlen und sie zu Schiff nach Spandau entführten: ihr angestammter Herr brauche Waffen gegen den Franzmann. Durch dies Krümper-system bildete Scharnhorst nach und nach 150.000 Soldaten notdürftig aus. Ein tragisches Schauspiel, wie der große Mann so jahraus jahrein mit tausend Listen und Schlichen dem allwissenden Feinde zu entschlüpfen suchte. Seine Seele schmachtete

nach der Freude der Schlacht; den letzten Hauch von Mann und Roß, alles, was an die Wände pissen konnte, wollte er dahingeben, damit Deutschland wieder sei; und immer wieder vereitelte der wachsame Gegner die Pläne der Rüstung. Erst als die Stunde des offenen Kampfes schlug, trat mit einem Schlage ins Leben, was in fünf Jahren voll aufreibender Arbeit, voll namenloser Sorge still bereitet war. Scharnhorst und niemand sonst ist der Vater der Landwehr von 1813. —

Unterdessen brachten Haß und Not in den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine grundtiefse Umstimmung der Gesinnungen zur Reife, die durch die Gedankenarbeit der romantischen Literatur längst vorbereitet war. Nach den großen Heimsuchungen des Völkerlebens erhebt sich stets ein Sturm von Klagen und Anklagen, die gequälten Gewissen suchen die Schuld aller auf die Schultern einzelner hinüberzuwälzen, Schmähreden und Schmutzschriften kriechen wie ekle Würmer aus dem Leichnam der gefallenen alten Ordnung. So stürzte sich auch auf den gedemüthigten preußischen Staat ein Schwarm frecher Lästler — zumeist dieselben Menschen, die vor dem Kriege den Bund Norddeutschlands mit Frankreich verherrlicht hatten. Cöllns Feuerbrände, Massenbachs Denkwürdigkeiten, Buchholz' Galerie preußischer Charaktere und ähnliche Schriften trugen geschäftig allen Unrat zusammen, der sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ, bis herab zu den Domänenkäufen der Zeiten Friedrich Wilhelms II. Jene dünnliche unfruchtbare Altflugheit, die seit Nicolais Tagen in den Kreisen der Berliner Halbbildung nicht mehr aussterben wollte, fand jetzt ihren politischen Ausdruck. Wie jener ehrliche Alte einst im Namen der Aufklärung alles Freie und Lebendige der jungen Dichtung bekämpft hatte, so wurde jetzt im Namen der Freiheit der Krieg gegen Napoleon getadelt und verhöhnt. Nur Englands Kaufmannselbstsucht und der Übermut der preußischen Offiziere hatten das friedliebende Frankreich zum Kampfe gezwungen; und nichts wollte Buchholz dem Staate Friedrichs weniger ver-

zeichen als den unwürdigen Bund mit der russischen Unkultur gegen die französische Kultur.

Die Verfasser dieser Libelle wurden die geistigen Ahnherren einer neuen politischen Richtung, welche seitdem unter mannigfachen Formen und Namen auf dem Berliner Boden heimisch und ein Krebschaden des preussischen Staates blieb, einer gewerbmäßigen Tadelucht, die unerschöpflich im Skandal, unendlich eingebildet und doch wehrlos gegen die Macht der Phrase, immer mit großen Worten von Freiheit und Fortschritt prunkte und ebenso regelmäßig die Zeichen der Zeit verkannte. Gemeinsam war diesen Schriften auch ein echt deutscher Charakterzug, eine nationale Schwäche, wovon nur wenige unserer Publizisten ganz frei geblieben sind: die eigentümliche Unfähigkeit, die Dimensionen der Menschen und der Dinge recht zu sehen, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen zu unterscheiden. Ganz in dem gleichen Tone wie Lombard und Haugwitz wurde auch Hardenberg und Blücher von jenen Alleskadlern mißhandelt, und den Lesern blieb nur der trostlose Eindruck, daß in dem faulen Holze dieses Staates kein Nagel mehr haften wolle.

Indes die Not des Tages drückte allzu schwer; das Volk dachte zu ehrenhaft, um sich noch lange beim rückwärtschauenden Tadel aufzuhalten. Wer ein Mann war, blickte vorwärts, dem Tage der Freiheit entgegen. Die Schmähschriften fielen platt zu Boden; selbst in Berlin fand die Kritik der Lasterer geringen Anklang. Ein tiefer Ernst lagerte auf den Gemütern; es war als ob alle Menschen reiner und besser würden, als ob der Bohn über den Untergang des Vaterlandes alle gemeinen und niedrigen Regungen des Herzens ganz aufföge. Niemals früher hatte ein so lebendiges Gefühl der Gleichheit hoch und niedrig im deutschen Norden verbunden: man rückte traulich zusammen wie die Hinterbliebenen im verwaisten Hause. Unzählige Vermögen waren zerstört, der ganze Reichtum des preussischen Adels darauf gegangen; die willkürliche neue Länderverteilung hatte den altgewohnten Verkehr ganzer Landesteile vernichtet; Tausende

treuer Diener konnte der verstümmelte Staat nicht mehr beschäftigen. Wer jung ins Leben eintrat und dem Glückssterne der rheinbündischen Untreue nicht folgen wollte, fand nirgend eine Stätte zu fröhlichem Wirken; man wußte in diesen napoleonischen Tagen nichts mit sich anzufangen, wie Dahlmann, seiner harten Jugendzeit gedenkend, sagte. Die Erbitterung wuchs und wuchs, und je weiter sich die Entscheidung hinaus-schob, um so mächtiger und leidenschaftlicher war der Glaube, dieß Eintagsgebilde der Fremdherrschaft könne und dürfe nicht dauern, diese Verwüstung alles deutschen Lebens sei eine Sünde wider Gott und Geschichte, sei der Fiebertraum eines hirn-wütigen Frevlers.

Während dieser Tage krampfhafter Aufregung erwachte in Norddeutschland zuerst die Idee der deutschen Einheit — recht eigentlich ein Kind des Schmerzes, der historischen Sehnsucht, einer ebenso sehr poetischen als politischen Begeisterung. Wie felsenfest hatte das achtzehnte Jahrhundert an die Ewigkeit seines römischen Reichs geglaubt. Wie zahm, zufrieden und liebevoll hatte noch das Geschlecht der neunziger Jahre an seinen Fürsten gehangen, als Georg Forster in dem Gedebuche des Jahres 1790 mit beweglichen Worten die „menschenfreundliche Handlung eines deutschen Fürsten“ schilderte und Chodowiecki in einem Kupferstiche diesen großen Menschenfreund verewigte — den Erzherzog Max nämlich, wie er einer Marktfrau den Korb auf den Kopf zu nehmen half! Jetzt war das Reich dahin, die Deutschen waren kein Volk mehr, nur noch Sprachgenossen. Wie bald konnte auch dieß letzte Band zerreißen, da das linke Rheinufer für immer der welschen Gesittung verfallen schien und im Königreich Westfalen die französische Amtssprache bis zur Elbe hin herrschte; unsere Fürsten aber, die vielgeliebten, heißbewunderten, trugen die Ketten des Fremdlings, sie alle bis auf zwei! Und mitten im Niedergange ihres alten Volkstums blieb den Deutschen noch das stolze Gefühl, daß die Welt ihrer nicht entbehren könne, daß sie eben jetzt, durch ihre Dichter und Denker, für die Menschheit mehr getan als jemals ihre Be-

sieger. Aus dem Jammer der Gegenwart flüchtete die Sehnsucht in die fernen Zeiten deutscher Größe; das Kaisertum, vor kurzem noch ein Kinderspott, erschien jetzt wieder als ein Ruhm der Nation. In allen den aufgeregten Briefen, Reden und Schriften dieser bedrängten Tage klingen die beiden bitteren Fragen wieder: warum sind die Deutschen als einzelne so groß, als Nation so gar nichts? warum sind die einst der Welt Gesetze gaben den Fremden unter die Füße geworfen?

Die Dichter und Gelehrten waren gewohnt, vor einem idealen Deutschland zu reden, über die Grenzen der Länder und Ländchen hinweg an alle Söhne deutschen Blutes sich zu wenden. Nun, da die Literatur mit politischer Leidenschaft sich erfüllte, übertrug sie diese Anschauungen kurzerhand auf den Staat. Fichte richtete seine politischen Ermahnungen als Deutscher schlechtweg an Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die Deutschheit, die echte alte unverstümmelte deutsche Art sollte wieder zu Ehren kommen. Eine hochherzige Schwärmerei pries in überschwenglicher Begeisterung den angeborenen Adel deutschen Wesens, denn nur durch die Überhebung konnte ein so unpolitisches Geschlecht wieder zur rechten Schätzung des Heimathlichen, zum nationalen Selbstgeföhle gelangen. An die Stelle der alten leid samen Ergebung trat ein verwegener Radikalismus, der alle die Gebilde unserer neuen Geschichte als Werke des Zufalls und des Frevels verachtete: was blieb denn noch ehrwürdig und der Schonung wert in diesem rheinbündischen Deutschland? Waren nur erst die fremden Tyrannen gestürzt, ihre freiwilligen Sklaven gezüchtigt und die widerwilligen befreit, so sollte ein neues mächtiges Deutschland, glänzend im Schmucke heller Gedanken und ruhmreicher Waffen, sich politisch gestalten — gleichviel in welchen Formen, aber einig und aus dem ureigenen Geiste der Nation heraus — und dann mußten die Deutschen, ließ man sie nur frei gewähren, auch in Kunst und Wissenschaft die reichsten Kränze, die je ein hellenisches

Haupt geschmückt, sich auf die Siegerstirne drücken. Von dem einen Gewaltigen, der unserer Nation schon einmal den Weg zur politischen Macht gewiesen, sprach man ungern. Was dies neue Geschlecht brauchte war scheinbar das Gegenteil der friezianischen Gedanken; Friedrichs Werk schien vernichtet, und viele der jungen Schwärmer wollten ihm nie verzeihen, daß er das Schwert gegen die gesalbte kaiserliche Majestät erhoben hatte. Großherziges Vergessen der alten Bruderkämpfe, treue Eintracht aller deutschen Stämme, das war es was man forderte für den gemeinsamen Kampf; nicht von einem gegebenen politischen Mittelpunkte aus, sondern durch die Erhebung der gesamten Nation sollte das Weltreich zerschmettert werden, und alles Weitere fand sich dann von selbst.

Es wurde verhängnisvoll für unser politisches Leben und hängt uns nach bis zum heutigen Tage, daß der Gedanke der nationalen Einheit bei uns nicht wie in Frankreich langsam die Jahrhunderte hindurch heranreifte, die natürliche Frucht einer stetigen, immer auf dasselbe Ziel gerichteten monarchischen Politik, sondern so urplötzlich nach langem Schlummer wieder erwachte, unter zornigen Tränen, unter Träumen von Zeiten die gewesen. Daher jener rührende Zug idealistischer Schwärmerie, treuherziger Begeisterung, der die deutschen Patrioten der folgenden Generationen so liebenswürdig erscheinen läßt. Daher ihre krankhafte Verbitterung: denn auch nachdem der rauhe Franzosenhaß jener gequälten Zeit verraucht war, blieb ein tiefer Groll gegen das Ausland in den Herzen der begeisterten Teutonen zurück; man konnte nicht träumen von Deutschlands künftiger Größe, ohne die fremden Völker zu schelten, die sich so oft und so schwer an der Mitte Europas versündigt hatten. Daher auch die wunderbar verschwommene Unklarheit der politischen Hoffnungen der Deutschen. Ein durch unbestimmte historische Bilder erhitzter Enthusiasmus berauschte sich für die Idee eines großen Vaterlandes in den Wolken, das irgendwie die Herrlichkeit der Ottonen und der Staufer erneuern sollte, begrüßte jeden, der in die gleichen Klagen, in

die gleiche Sehnsucht mit einstimmt, Männer der verschiedensten politischen Richtungen, willig als Parteigenossen und bemerkte kaum die lebendigen Kräfte der wirklichen deutschen Einheit, die in dem preußischen Staate sich regten. Daher endlich die haltlose Schwäche des deutschen Nationalgefühls, das bis zur Stunde noch nicht die untrügliche Sicherheit eines naiven volkstümlichen Instinktes erlangt hat. Der Traum der deutschen Einheit drang sehr langsam aus den gebildeten Ständen in die Massen des Volkes hinab, und auch dann noch blieb der große Name des Vaterlandes dem geringen Manne lange nur ein unbestimmtes Wort, eine wundervolle Verheißung, und die ehrliche Liebe zum einigen Deutschland vertrug sich wohl mit einem engherzigen, handfesten Partikularismus.

In Preußen stand die alte Königstreue zu fest, als daß sich die Hoffnungen der Patrioten so ganz ins Grenzenlose hätten verlieren können. Es ist kein Zufall, daß keiner unter den Publizisten und Volksrednern der Zeit so viel nüchterne realpolitische Einsicht zeigte wie Schleiermacher, der geborene Preuße: wenn er von Deutschlands Befreiung sprach, so blieb ihm die Wiederherstellung der alten preußischen Macht immer die selbstverständliche Voraussetzung. Wenn Schenkendorf in begeisterten Versen vom Kaiser und vom Reiche predigte, wenn Heinrich Kleist die Deutschen beschwor, „voran den Kaiser“ in den heiligen Krieg zu ziehen, so nahmen auch sie stillschweigend an, daß Preußen unter diesem neuen Kaisertum eine würdige Stelle behaupten müsse. Auf dem Turnplatze in der Hasenhaide, in den Kreisen von Jahn, Harnisch und Friesen, vernahm man sogar schon die zuversichtliche Weissagung: Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Fichte dagegen wuchs erst nach und nach in diese preußischen Anschauungen hinein, gelangte erst im Frühjahr 1813 zu der Erkenntnis, daß allein der König von Preußen „der Zwingherr zur Deutschheit“ werden könne. Auch Arndt lernte erst durch Preußens Siege die Notwendigkeit der friderizianischen Staatsbildung verstehen. Gemeinsam war aber

allen jugendlichen Patrioten, auch den Preußen, der kindliche Glaube an ein unbestimmtes wunderbares Glück, das da kommen müsse wenn Deutschland nur erst wieder sich selber angehöre. Die ganze Macht überschwenglicher Gefühle, die sich in dem klassischen Zeitalter unserer Dichtung angesammelt hatte, ergoß sich jetzt in das politische Leben. Niemals hatte die norddeutsche Jugend so stolz, so groß gedacht von sich selber und von der Zukunft ihres Volkes, wie jetzt da dies Land vernichtet schien; ihr war kein Zweifel, das ganze große Deutschland, das einträchtig wie eine andächtige Gemeinde den Worten seiner Dichter gelauscht hatte, mußte als eine geschlossene Macht wieder eintreten in die Reihe der Völker. Doch nirgends ein Versuch zur Bildung einer politischen Partei mit klar begrenzten erreichbaren Zielen; nicht einmal ein Meinungskampf über die Frage, in welchen Formen sich das verjüngte Vaterland neu gestalten sollte. Aus der Fülle von Ahnungen und Hoffnungen, welche die ungeduldigen Gemüther bewegte, trat nur ein einziger greifbarer politischer Plan hervor — und dieser eine freilich ward mit schwerem Ernst erfaßt — der Entschluß zum Kampfe gegen die Herrschaft der Fremden.

Noch anderthalb Jahre nach dem Frieden blieb der Feind im Lande, und auch nachher, als die französischen Truppen Preußen endlich geräumt hatten, stand ganz Deutschland unter der scharfen Aufsicht der napoleonischen Spione. Alle französischen und rheinbündischen Diplomaten mußten Bericht erstatten über die Stimmung im Volke. Bignon in Stuttgart und der westfälische Gesandte Linden in Berlin trieben das unsaubere Gewerbe mit besonderem Eifer; Napoleons Gesandter in Cassel, der geistreiche Schwabe Reinhard, ein Freund Goethes, benutzte seine Verbindungen mit der deutschen literarischen Welt um den Imperator über jede Regung deutscher Gedanken zu unterrichten. Darum mußten die Patrioten, ganz wider die Neigung und Begabung der deutschen Natur, zu geheimen Vereinen zusammentreten. Hardenberg selbst sagte in jener Rigaer Denkschrift dem Könige, in solcher Zeit seien Geheimbünde un-

entbehrlich, und empfahl namentlich die Logen zur Verbreitung guter politischer Grundsätze, da auch Napoleon den noch immer einflußreichen Freimaurerorden für seine Zwecke zu benutzen suchte und seinen Schwager Murat zum Großmeister ernennen ließ.

Nur wenige unter den deutschgesinnten Preußen sind, solange die Feinde das Land besetzt hielten, dem unterirdischen Treiben ganz fern geblieben. Auch Stein traf, wie Schön erzählt, in Königsberg zuweilen in tiefem Geheimnis mit Gneisenau, Sövern und anderen Freunden zusammen um die Lage des Vaterlandes, die Möglichkeit der Wiedererhebung zu besprechen. Selbst die hellen Köpfe — so gewaltig war die Aufregung — wollten nicht ganz lassen von der bodenlosen Hoffnung, daß vielleicht ein glücklicher Handstreich, eine plötzliche Erhebung des Volks den französischen Spuk verschrecken könnte. In den Gesellschaften des Berliner Adels taten sich einige, zumal unter den Damen, durch die urwüchsige Kraft ihres Franzosenhasses, durch lautes Schelten gegen die Halben und Schwächlinge hervor; man nannte sie unter den Uneingeweihten den Tugendbund, und alle Welt wußte, wann sie sich insgeheim versammelten, da die deutsche Ehrlichkeit sich auf die dunklen Künste der Verschwörer schlecht verstand. Ernsthaftere Pläne verfolgte eine Reihe anderer formloser patriotischer Vereine, denen Lützow und Chasot, Reimer, Gichhorn, Schleiermacher, wackere Männer des Heeres, des Bürgertums und der Wissenschaft angehörten. Hier kaufte man Waffen auf, soweit die ärmlichen Mittel reichten, suchte die Gesinnungsgenossen ringsum in Deutschland zu sammeln, zu ermahnen, zu ermutigen; wie oft ist Leutnant Hüser von Berlin nach Baruth hinübergeritten um Briefe an den Mitverschworenen Heinrich Kleist auf die sächsische Post zu geben. Später stiftete Jahn mit einigen seiner Turnfreunde einen Deutschen Bund; wie die Eidgenossen auf dem Rütli traten die Verschworenen nachts im Walde bei Berlin zusammen und weihten sich zum Kampfe für das Vaterland. Als der Ausbruch des Krieges sich weiter und weiter hinausshob, ging unter den Heißspornen zuweilen die Rede: wenn dieser Zauderer Friedrich

Wilhelm durchaus nicht wolle, so müsse sein Bruder, der ritterliche Prinz Wilhelm den Thron besteigen.

Die Zeit lag im Fieber. Es war ein ewiges geheimnisvolles Kommen und Gehen unter den Patrioten; sie zogen verkleidet umher, sammelten Nachrichten über die Stellungen des Feindes, über die Stärke der festen Plätze; auch der Offenherzige mußte lernen mit sympathetischer Tinte zu schreiben, unter falschem Namen zu reisen. Wie hatte sich doch die stille norddeutsche Welt verwandelt, welche Wildheit dämonischer Leidenschaft flammte jetzt in den vormals so friedlichen Herzen! Die ganze neue Ordnung der Dinge stand auf zwei Augen; unwillkürlich ward der Gedanke laut, ob diese sich denn niemals schließen sollten? Die treue Gräfin Boff flehte im stillen Kämmerlein zu ihrem Gott, er möge diesen Mann des Unheils von der Erde hinwegnehmen. Unter den jungen Leuten im Magdeburgischen, den Freunden Immermanns, war die Frage, wie man wohl den Korfen aus dem Wege räumen könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs, und keiner fand ein Arges daran. Schwerere Naturen ergriffen den unheimlichen Gedanken mit grimmigem Ernst; Heinrich Kleist trug ihn monatelang mit sich herum in seiner umnachteten Seele. Nachher lernte Napoleon mit Entsetzen aus dem Mordansalle des unglücklichen Staps, wie tief sich der Haß selbst in fromme, schlichte Gemüter eingefressen. Natürlich daß sich auch die akademische Jugend auf ihre Art an den verbotenen Vereinen beteiligte. Schon vor der Katastrophe von Jena bildeten Marburger Studenten, unter dem Eindrucke der Ermordung Palms, einen geheimen Bund zur Wahrung deutscher Art und Freiheit. Der berühmteste aber unter jenen Geheimbänden, mit dessen Namen die Franzosen alle anderen zu bezeichnen pflegten, der Königsberger Jugendbund, zählte nie mehr als etwa 350 Mitglieder, darunter nur vier Berliner. Einige wohlmeinende, aber wenig einflußreiche Patrioten, wie Bärtsch, Lehmann, Mosqua und der junge Jurist Bardeleben, hatten ihn mit Erlaubnis des Königs gestiftet um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben und lösten

ihn sofort gehorsam wieder auf, als nach dem Abzuge der Franzosen die rechtmäßige Staatsgewalt zurückkehrte und das alte Verbot der geheimen Gesellschaften wieder einschärfte. Weder Stein noch Scharnhorst gehörten ihm an, und von ihren nahen Freunden nur zwei, Grolman und Boyen.

Überhaupt blieb die Wirksamkeit der Geheimbünde weit geringer als die geängsteten Franzosen annahmen, die sich den Sturz der napoleonischen Herrschaft nur aus dem Walten geheimnisvoller Mächte erklären konnten. Mancher wackere Mann wurde durch dies Vereinsleben für die vaterländische Sache gewonnen; einige der Besten aus der jungen Generation, die späterhin an die Spitze der Verwaltung traten. Eichhorn, Merckel, Ribbentrop sind durch diese Schule gegangen. Scharnhorst, der alles sah und alles wußte, betraute dann und wann einzelne der Verschworenen mit gefährlichen Aufträgen, wenn es etwa galt einen Waffentransport über die Grenze zu schaffen. Im Jahre 1812 nahm das stillgeschäftige Treiben einen neuen Aufschwung; man unterstützte deutsche Offiziere, die in russischen Dienst treten wollten, man verbreitete im Rücken der großen Armee die Nachrichten von ihren Niederlagen, fing auch wohl einmal einen französischen Kurier ab. Doch im ganzen war der augenblickliche Erfolg unerheblich; um so stärker, und keineswegs erfreulich, die Nachwirkung. Jenes phantastische Wesen, das dem jungen Deutschtum von Haus aus eigen war, gewann durch die Geheimbünde neue Nahrung. Ein Teil der Jugend gewöhnte sich mit dem Unmöglichen zu spielen, die harten Tatsachen der gegebenen Machtverhältnisse zu mißachten, und setzte dann nach dem glücklich erkämpften Frieden ein Treiben fort, das allein in dem Drucke der Fremdherrschaft seine Rechtfertigung gefunden hatte. Die Regierungen andererseits wurden, als späterhin das Mißtrauen gegen die befreiten Völker erwachte, durch die Erinnerung an jene Zeit der Gärung in ihrer kleinlichen Angst bestärkt.

Genug, der preussische Staat blieb auch in dieser Bedrängnis seinem monarchischen Charakter treu. Was auch einzelne auf eigene Faust für die Befreiung des Vaterlandes planen mochten,

ihre verwegensten Hoffnungen gingen doch nur darauf, den Monarchen mit sich fortzureißen, sie gedachten für den König, wenn auch ohne seinen Befehl zu kämpfen. Das treue Volk aber konnte zu den Versuchen eigenmächtiger Schilderhebung niemals Vertrauen fassen; der Aufstand gelang erst als der König selbst die Seinen zu den Waffen rief. Die Unfreiheit, die im Wesen jedes Geheimbundes liegt, sagte dem trotzigen Selbstgeföhle der Deutschen nicht zu. Gerade die Besten und Stärksten wollten sich nicht also selber die Hände binden, sie sagten wie Gneisenau: „mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen, ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit allen, die ein fremdes Joch nicht ertragen wollen.“ Ungleich mächtiger als die Tätigkeit der geheimen Vereine war jene große Verschwörung unter freiem Himmel, die überall wo treue Preußen wohnten ihre Fäden schlang. Wer verzagen wollte, fand überall einen Tröster, der ihn mahnte zu harren auf die Erfüllung der Zeiten. Niemand aber im ganzen Lande sah dem Tage der Entscheidung mit so unerschütterlicher, leuchtender Zuversicht entgegen, wie General Blücher. Der wußte großen Sinnes das Wesentliche aus der Flucht der Erscheinungen herauszufinden, die innere Schwäche und Unmöglichkeit des napoleonischen Weltreichs stand ihm außer allem Zweifel. Zaghafte Gemüter hielten ihn für toll, als er in seiner derben Weise über den Herrscher der Welt kurzab sagte: „laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl!“

In der alten Zeit des geistigen Schwelgens konnte ein feingebildeter Berliner nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß es Pflicht sei die Genüsse der reizvollen geistprühenden Geselligkeit dahinzugeben für die Rettung des in langweiliger Steifheit erstarrten Staates. Jetzt fühlten alle, daß der Reichtum der Bildung keinem den Frieden der Seele sicherte, daß die Schande des Vaterlandes einem jeden die Ruhe und Freude des Hauses störte, und in den beladenen Herzen fanden Schleiermachers Predigten eine gute Stätte. Er vor allen anderen wurde der politische Lehrer der Berliner Gesellschaft. Dichte Scharen Andächtiger drängten sich in den engen Rundbau der

dürftigen kleinen Dreifaltigkeitskirche, wenn er in seinen breit dahinrauschenden, echt rednerischen Perioden, in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken dieser neuen Zeit verkündigte: daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege: mehr denn jemals gelte jetzt die Mahnung des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, Besitz und Leben nur als anvertraute Güter zu betrachten, die dahinfahren müßten für höhere Zwecke, und die Feinde nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können; wieviel höher sei doch die sittliche Würde dessen, der in Liebe seinem Lande lebe, und wie verkomme in weichlicher Empfindsamkeit der Sinn, der nur an sich selber denke; wieviel Grund zur Liebe und Treue biete dieser Staat, der einst den anderen Deutschen ein Muster gewesen und noch immer eine Freistadt sei für jeglichen Glauben, ein Staat der Rechtlichkeit und des ehrlichen Freimuths. Das alles so einfach fromm, dem schlichtesten Sinne verständlich, und doch so geistvoll, tief aus dem Borne der neuen Kultur geschöpft; so glaubenssinnig und doch so klug auf die politischen Nöthe des Augenblicks berechnet. Die praktische Theologie, die solange seitab von den geistigen Kämpfen der Zeit im Hintertreffen gestanden, wagte sich wieder heraus auf die freien Höhen der deutschen Bildung, und die getrösteten Hörer empfanden, daß das Christentum in jedem Wandel der Geschichte immer neu und lebendig, immer zeitgemäß zu wirken vermag.

Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewaltsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes Abhandlungen über Macchiavelli. Der Starkus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte. Während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern der Akademie erklangen, hielt Fichte dann seine Reden an die deutsche Nation. Zerknirscht und erschüttert, im Gewissen gepackt lauschte die Versammlung, wenn

der stolze Mann mit den strafenden Augen und dem aufgeworfenen Nacken schonungslos ins Gericht ging mit der tief gesunkenen Zeit, da die Selbstsucht durch ihr Übermaß sich selbst vernichtet habe, und endlich den Hörern sein radikales Entweder — Oder auf die Brust setzte: ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig seine Sprache aufzugeben. Darauf riß er die Gedemütigten wieder mit sich empor und schilderte ihnen die unverwüßliche Kraft und Majestät des deutschen Wesens so groß, so kühn, so selbstbewußt, wie in diesen zwei Jahrhunderten des Weltbürgertums niemand mehr zu unserem Volke geredet hatte, aber auch mit der ganzen unklaren Überschwenglichkeit des neuen literarischen Nationalstolzes: die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen, nicht in willkürlichen Satzungen erstorben, das Volk der Ideen, des Charakters; wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden, das in seinem Vaterlande den Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit verehrt und dereinst den Kampf aufnimmt gegen den vernunftlosen, hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie.

Die Predigten Schleiermachers erregten den Argwohn der französischen Spione. Mit dem hochfliegenden Pathos dieses Redners, der die Erfüllung seiner Träume auf eine zukünftige Generation verschob, wußten die Fremden nichts anzufangen: sie ahnten nicht, wie unwiderstehlich gerade der überschwengliche Idealismus die Gemüter dieses philosophischen Geschlechts ergriff. Der Jugend ging das Herz auf bei der Lehre: sich der Gattung zu opfern sei der Triumph der Bildung, sei die Seligkeit des Ich. Die Zeit erlebte, wie Fichte mit philosophischer Herablassung sagte, „den seltenen Fall, wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen“; sie fühlte, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Staates mehr noch eine sittliche als eine politische Pflicht war; sie brauchte nichts dringender als jenen „festen und gewissen Geist“, den dieser Redner ihr zu erwecken suchte. Unwillkürlich gedachten die Hörer bei dem herrischen Wesen und

der zermalmenden sittlichen Strenge des Philosophen an den Freiherrn vom Stein.

In gleichem Sinne schrieb Arndt während und nach dem Kriege neue Bände seines Geistes der Zeit. Er zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten bis die Fremden damit aufräumten, und vor allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsrühm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Mannlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei. Frisch auf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Oesterreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahr zeigten sich schon einige der frazenhaften Züge, welche das neue Deutschtum verunzierten: rauher und hochmütiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmut und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indes war die Wirksamkeit des Alten im Bart während dieser ersten Jahre noch überwiegend heilsam. Für den einen Gedanken, der damals not tat, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe, die Jugend in Zucht zu nehmen, ihr einen ehrlichen Abscheu gegen alle Schlassheit und Verzärtelung einzulößen. Die neue Turnkunst stahlte nicht nur die Kraft des Leibes dem verwöhnten Geschlechte. Man bemerkte auch bald, wie die Sitten der Berliner Jugend reiner und mannhafter wurden seit im Jahre 1811 der Turnplatz auf der Hasenhaide eröffnet war; und dies wog für jetzt schwerer, als die Verwirrung, die der Turnvater in manchem jungen Kopfe anrichtete, wenn er mit dröhnender Stimme in seinem neuerfundenen Wortsturmschritt den Genossen sonderbare Runensprüche zurief. Sein Buch über das deutsche Volkstum brachte

mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.

Entsetzlich freilich, wie der rohe Naturalist, immer dem wahren Deutschtum zu Ehren, die zarten Blätter und Blüten unserer Sprache zwischen seinen harten Fäusten knetete. Alles wollte er ihr wieder rauben, was sie sich redlich erworben hatte im Gedankenaustausch mit anderen Völkern. Dabei widerfuhr ihm zuweilen, daß er ein neues urdeutsches Wort aus romanischer Wurzel bildete — so sein geliebtes Turnen selbst; aber da er wie Luther den Bauern und den Kindern auf das Maul sah, so gelang ihm auch mancher glückliche Griff: das gute Wort Volkstum wurde von ihm erfunden. Und so übermächtig war noch der idealistische Schwung der Zeit, daß selbst dieser Eulenspiegel die eigentliche Größe seiner Nation in ihrem geistigen Schaffen suchte; er pries die Griechen und die Deutschen als der Menschheit heilige Völker und nannte Goethe den deutschesten der Dichter. In den gewaltigen Kämpfen zwischen Osterreich und Preußen wollte er, ebenso harmlos wie mancher Größere unter den Zeitgenossen, nichts weiter sehen als die Balgereien von zwei kräftigen Jungen, die in ihrem Übermute sich raufen und endlich zur Vernunft gekommen sich vertragen. Doch behielt er Mutterwitz genug um den tiefen Unterschied zwischen den beiden Mächten zu erkennen; der große Völkermang Osterreich könne niemals ganz verdeutscht werden, von Preußen sei die Verjüngung des alten Reiches ausgegangen, und nur dieser Staat werde die Deutschen wieder zu einem Großvolke erheben. Hinweg mit dem deutschen Staatskrebs, der kindischen Landsmannschaftssucht, der Völkleinerei; eine oberste Gewalt im Reiche, eine Hauptstadt, Einheit der Zölle, der Münzen und Maße; dazu Reichstage und Landtage und eine mächtige Landwehr aus allen Waffenfähigen gebildet, denn unter Germanen gilt der Grundsatz: wehrlos, ehrlos!

Solche Gedanken in die Welt hinausgerufen mit einer bersekerhaften Zuversicht, als könne es gar nicht anders sein, und

von der Jugend mit jubelnder Begeisterung aufgegriffen — und dies in einem Augenblicke, da Preußen wenig mehr als vier Millionen Köpfe zählte und niemand auch nur nachgedacht hatte über die Frage, wie man den österreichischen Völkermang mit dem reinen Deutschland unter einen Hut bringen könne! Wie schwer mußten diese stolzen Träume dereinst zusammenstoßen mit der harten Wirklichkeit der partikularistischen Staatsgewalten! Gelang selbst die Befreiung von der Herrschaft des Auslandes, eine grausame Enttäuschung, eine lange Zeit erbitterter bürgerlicher Kämpfe stand diesem hoffenden Geschlechte unausbleiblich bevor.

\* \* \*

Durch die spanischen Nachrichten von den Niederlagen der napoleonischen Armee wurde Osterreich zu rascheren Rüstungen ermutigt; Stein aber sah jetzt die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen nahe gerückt und gab seine diplomatische Zurückhaltung auf. Es stand zu erwarten, daß Napoleon sich entweder sogleich auf Osterreich stürzen oder die große Armee aus Norddeutschland abrufen würde um zunächst den spanischen Aufstand zu bändigen. In beiden Fällen schien dem kühnen Patrioten eine plötzliche Erhebung der deutschen Mächte möglich. Seine edle Leidenschaft erhob sich zu verwegenen, unmöglichen Flügen: unter schwarzweißgelbem Bundesbanner, mit den Namen der Befreier der Nation, Herman und Wilhelm von Dranien auf den Fahnen — sollten die Truppen ins Feld ziehen. Und dies in einem Augenblicke, da die alte preußische Armee noch in der französischen Kriegsgefangenschaft weilte! Stein zählte auf die gesunde Kraft der Bauern und des Mittelstandes; von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeiste der öffentlichen Beamten“ hoffte er wenig. Um den Ehrgeiz der Nation zu entflammen wollte der ahnenstolze Freiherr sogar den alten Geburtsadel abschaffen und einen neuen Adel bilden aus allen, die sich in diesem heiligen Krieg hervortäten. Was Wunder, daß der tapfere Mann selbst manchem ehrlichen Pa-

trioten in Königsberg wie ein Verzweifelter erschien, der sich mit dem Könige auf eine Pulvertonne setzen wollte! Die enge und harte Despotenseele des Kaisers Franz hatte keinen Sinn für so überschwengliche Entwürfe, doch da Napoleons Sprache gegen das Haus Lothringen von Tag zu Tag drohender und gereizter wurde, so ließ es die Hofburg geschehen, daß die preußische Kriegspartei unter der Hand mit österreichischen Diplomaten in Verbindung trat. In Teplitz fand sich ein Kreis österreichischer und norddeutscher Patrioten zusammen; die hannoverschen Diplomaten Hardenberg und Ompteda entfalteten eine emsige geheime Tätigkeit. Auf Befehl des Königs nahm der rastlose Graf Goetzen in Schlesien den geheimen Verkehr mit der Hofburg wieder auf, den er schon während des Krieges eingeleitet hatte. So gering das augenblickliche Ergebnis blieb, mit diesen vertraulichen Verhandlungen des Sommers 1808 begann doch die Wiederversöhnung der beiden Großmächte. Man erkannte mindestens, daß eine Verständigung möglich sei; die Gedanken des Bartensteiner Vertrages gewannen einigen Boden.

Der König stand mit seinem Herzen auf der Seite des Ministers, er nannte die Freunde Steins und Scharnhorsts kurzweg die gute Partei; auch in seinen Augen war der Tilsiter Friede nur ein Waffenstillstand. Doch er verhehlte der Kriegspartei nicht, daß er nur im Bunde mit Rußland die Waffen wieder aufnehmen werde. Selbst der Tilsiter Treubruch beirrte ihn nicht in seinem Vertrauen zu dem Zaren, denn er wußte, wie wenig Alexander gemeint war für immer bei dem französischen Bündnis zu verbleiben. Seine alte Ansicht, daß allein noch eine Koalition des gesamten Europas der napoleonischen Übermacht gewachsen sei, war durch die schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Jahre nur befestigt worden. Die sittliche Größe der nationalen Monarchie, der Weitblick und das Pflichtgefühl des echten Königtums hat sich selten so schön bewährt, wie damals, da Friedrich Wilhelm schweigend ertrug, daß ihn die Besten seines Volkes grausam verkannten. Der Bescheidene empfand nur zu lebhaft, wie wenig er sich mit dem Genie Steins oder

Scharnhorsts vergleichen konnte; dennoch beurteilte er die europäische Lage klarer, richtiger als sie alle — weil er der König war, weil er sich eins fühlte mit dem Staat, weil das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen ihm auf der Haut brannte. Die Stimmungen der Kriegspartei hat Heinrich Kleist mit der naiven Wahrhaftigkeit des Dichters ausgesprochen in den Versen:

Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,  
Hilfslos wie er schon am Abgrund steht.  
Wenn der Krieg nur fadelgleich entlodert,  
Wert der Leiche, die zu Grabe geht!

Unwillkürlich wendet sich die Liebe der Nachwelt jenen Hochherzigen zu, die also dachten, die mit kaum fünf Millionen Menschen den Kampf gegen das neue Karolingerreich wagen und, mußte es sein, sich unter den Trümmern des Staates begraben wollten. Gleichwohl war was sie rieten eine Politik der Verzweiflung. Wenn der König den leidenschaftlich Erregten immer wiederholte, er werde das Schicksal der spanischen Bourbonen nicht über sich ergehen lassen, eine kleine politische Existenz sei immer noch besser als gar keine, so wollte er damit keineswegs sagen, daß er sich von dem Glanze des Thrones nicht zu trennen vermöge. Nach seinen anspruchslosen Neigungen war er vielmehr ganz einverstanden mit der Meinung seines Ministers: die Ruhe des Privatlebens sei ehrenvoller als die Bürde dieser Dornenkrone. Aber er fühlte, daß mit der Entthronung der Hohenzollern, mit der Vernichtung des preußischen Staats die letzte Hoffnung der Deutschen dahinschwand, daß eine vorzeitige Schilderhebung der sichere Untergang des Vaterlandes war. Sein Trübsinn verwand die niederschlagenden Eindrücke des Jahres 1806 so schnell nicht. Er unterschätzte zuweilen, wie er späterhin selbst gestand, die Kräfte des preußischen Volkes, würdigte nicht genugsam die mächtige Umstimmung der Gemüter, meinte bitter, ihm werde die Sonne des Glücks nie wieder strahlen. Dafür blieb er aber auch frei von jenen holden Täuschungen, denen die feurigen Herzen der Kriegspartei unter-

lagen. Eine einfache Natur, wie alle tüchtigen Männer seines Hauses, wollte er nicht glauben, daß die Nation die uralten Gewöhnungen monarchischer Ordnung sogleich aufgeben würde. Von einem Aufstande in den rheinbündischen Landen hoffte er nichts; nur ein geordneter Krieg, von obenher geleitet, schien ihm Rettung zu verheißen, und dies königliche Ich will! dachte er erst dann auszusprechen, wenn er mindestens die Möglichkeit eines Sieges erkannte und im Rücken durch Rußland gedeckt war. Der letzte Ausgang hat die verständigen Erwägungen des Königs gerechtfertigt. Der heißen Ungeduld der Zeitgenossen genügten sie nicht, und auch die Nachwelt war lange ungerecht gegen den gewissenhaften Fürsten, weil die Historiker ihr Urteil allein aus den vertrauten Briefen der „guten Partei“ schöpften und kalten Blutes alles wiederholten, was einst in der stürmischen Wallung edlen Jornes niedergeschrieben wurde. War doch die Aufregung jener argen Tage so ungeheuer, daß selbst der besonnene Scharnhorst einmal die harte Anklage aussprach, der König baue nur noch auf Rußland, habe kein Vertrauen mehr zu seinem Volke.

Ein unvorsichtiger Schritt Steins durchkreuzte plötzlich die kriegerischen Pläne. Ein Brief des Ministers, der den Fürsten Wittgenstein aufforderte die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel den Spähern Napoleons in die Hände und erschien am 8. September 1808 im Moniteur. Damit war Steins Fall entschieden. Der Imperator verlangte sofort die Entlassung des Verschwörers — sonst werde Friedrich Wilhelm sein Schloß an der Spree nie wieder sehen — und benutzte sogleich den unglücklichen Brief um die preußischen Unterhändler, die in Paris die Räumung des Landes durchsetzen sollten, einzuschüchtern und seinem Machtgebote zu unterwerfen. Sein Plan war gefaßt: er wollte zunächst das russische Bündnis von neuem befestigen, damit er in Sicherheit die große Armee aus Deutschland zurückziehen und gegen Spanien verwenden könne. Darum zeigte er sich jetzt bereit auf Alexanders orientalische Pläne einzugehen, versicherte dem Zaren, die beabsichtigte Räu-

mung Deutschlands sei nur ein der russischen Freundschaft gebrachtes Opfer, und lud ihn zu einer feierlichen Zusammenkunft ein: das furchtbare Bündnis der beiden Beherrscher des Abendlandes und des Morgenlandes sollte in seiner ganzen Pracht und Größe vor den erschreckten Weltteil treten. In der That nahm Alexander die Einladung an; die Hofburg aber wurde durch die kühne diplomatische Schwenkung des Imperators dermaßen eingeschüchtert, daß sie ihre Armee wieder auf Friedensfuß zu setzen versprach, wenngleich die Rüstungen in der Stille weitergingen.

Preußen stand wieder völlig vereinsamt, aller Mittel zum Widerstande beraubt. Am 8. September unterzeichnete Prinz Wilhelm die drückenden Bedingungen des Pariser Vertrags. Die rückständige Kontribution wurde auf 140 Mill. festgesetzt, die französische Armee zurückgerufen; der König sollte endlich seine Staatseinkünfte wieder erhalten, doch dafür mußte er bis zur Abtragung der Kriegsschuld die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen und sich verpflichten, weder seine Armee über 42 000 Mann hinaus zu verstärken noch eine Landwehr zu bilden. Napoleon gewann also zu den festen Plätzen der Elbe und der Weichsel auch noch den Besitz der Oderlinie, dazu sieben Etappenstraßen quer durch das preußische Gebiet, dergestalt, daß seinen Polen und Rheinbündnern und den 70 000 Franzosen, die er zwischen Elbe und Rhein noch zurückhielt, jederzeit der Eintritt offen stand. Er beherrschte Preußen militärisch so vollkommen wie bisher — auf unbestimmte Zeit hinaus, da die pünktliche Abzahlung der unerschwinglichen Schuld ganz außer Frage stand; er unterbrach die Rüstungen des verdächtigen Bundesgenossen und gewann zudem die freie Verfügung über seine große Armee sowie das Versprechen preußischer Hilfstruppen für den Fall eines Krieges mit Osterreich!

Der König schwankte lange, ob er diese neue Mißhandlung hinnehmen dürfe. Er verlangte Herabsetzung der Kontribution, wollte weder die Oderfestungen preisgeben noch die Stärke seiner Armee sich vorschreiben lassen und am allerwenigsten sich von

seinem Minister trennen. Noch blieb ihm eine letzte Hoffnung: die Vermittlung Rußlands. Alexander aber hatte jetzt nur noch Augen für die Erwerbung der Moldau und Walachei; erst wenn dies Ziel seines Ehrgeizes erreicht war durfte man ihm wieder von der Befreiung Europas sprechen. Darum hielt er fest an dem französischen Bündnis und blieb, als er auf der Durchreise zu Napoleon den Königsberger Hof besuchte, den Mahnungen seines preußischen Freundes völlig unzugänglich: wohl oder übel müsse man sich mit Frankreich vertragen, er wolle zusehen, ob er von dem Imperator eine Milderung des Pariser Vertrags erlangen könne.

Im Oktober 1808 trafen die beiden Kaiser in Erfurt zusammen. Zum zweiten Male, wie vier Jahre zuvor in Mainz, hielt der Protektor Deutschlands einen glänzenden Hoftag unter seinen deutschen Vasallen. Talma spielte vor einem Parterre von Königen; in jeder Miene des Imperators, in jeder Förmlichkeit des Hofzeremoniells verriet sich die Verachtung des gekrönten Plebejers gegen seine hochgeborenen Bedienten. *Taisez-vous! Ce n'est qu'un roi!* rief der Offizier der Leibwache seinem Trommler zu, als dieser vor einem Könige von Napoleons Gnaden das Spiel rühren wollte. Die Anwesenheit der deutschen Könige sollte lediglich dem Zaren die Macht seines Verbündeten greifbar vor die Augen stellen; von den Verhandlungen blieb das Dienergesolge ausgeschlossen. In einem geheimen Vertrage verpflichtete sich Napoleon der Eroberung von Finnland und den Donaufürstentümern nichts in den Weg zu legen, dafür wurde Joseph Bonaparte von Rußland als König von Spanien anerkannt. Ein gemeinsamer Brief der beiden Kaiser forderte den König von England auf, seinerseits diesen Abmachungen beizutreten; wo nicht, so würden sie den Krieg mit ganzer Kraft weiter führen. Für Preußen erreichte der Zar nur die Herabsetzung der Kontribution um 20 Mill.; doch selbst dies einzige Zugeständnis mußte durch eine nochmalige schändliche Verletzung des Tilsiter Friedens erkaufte werden. In Tilsit war dem Könige ein Gebiet von 400 000 Einwohnern zur Ent-

schädigung versprochen, falls Napoleon sich das hannoversche Land aneigne; diese Zusage wurde jetzt mit Alexanders Zustimmung zurückgenommen.

Napoleon schien befriedigt, er konnte jetzt unbedenklich an die Bändigung des spanischen Aufstandes gehen. Für die Ruhe in Deutschland sorgten der russische Freund und die wohlgerüsteten Rheinbundstaaten. Zum Abschied erließ der Imperator noch ein drohendes Schreiben an Kaiser Franz: daß er sich nicht unterstehe Widersetzlichkeit zu zeigen; „was Eure Majestät sind, das sind Sie durch meinen Willen!“ Der Zar dagegen war tief verstimmt und beunruhigt. Er hatte den pöbelhaften Übermut des Glückberauschten aus der Nähe beobachtet, er hatte mit ansehen müssen, wie Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen zu einer Hasenjagd auf dem Jenaer Schlachtfelde einlud und in Gegenwart seines russischen Freundes die Soldaten, die sich im Kriege gegen Rußland hervorgetan, mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte. Alexander begann zu zweifeln, ob es denn nicht lächerlich sei, mit diesem Manne irgend etwas, und nun gar die Weltherrschaft teilen zu wollen, er fand keine Antwort, wenn ihm der wackere preußische Gesandte Schladen vorstellte, die Besetzung der Oberlinie solle doch offenbar einen Krieg gegen Rußland vorbereiten. Sein Mißtrauen wuchs und wuchs. Doch erst mußten seine Adler in Bukarest und Jassy Wache halten; bis dahin sollte das widerwärtige Bündnis noch aufrecht bleiben.

Dem Königsberger Hofe blieb jetzt keine Wahl mehr. Noch im Oktober fragte Graf Goetzen vertraulich in Wien an, ob Oesterreich sogleich die Waffen ergreifen wolle; es sei die höchste Zeit, daß Preußen sich erkläre. Scharnhorst und seine Freunde wünschten eine Berufung der Landstände, damit man noch einige Frist gewinne. Aber die Hofburg versagte sich, und was sollte ein Aufschub frommen, da die Franzosen noch im Lande standen und jede feindselige Regung sofort niederwerfen konnten? Der König tat das Notwendige, als er endlich schweren Herzens den Vertrag genehmigte. Der zögernde, behutsame Abmarsch der

französischen Truppen zeigte von neuem, wessen sich Napoleon von dem verhaßten Preußen versah; seine Kriegsgefangenen gab er erst zu Anfang 1809 frei. Nun war auch Stein nicht mehr zu halten; am 24. November nahm er seine Entlassung. Die kleine französische Partei am Hofe, der ängstliche alte Röckrig und die Hochkonservativen atmeten auf als der kühne Reformerschied; doch nicht diesen innern Feinden war er erlegen, sondern allein dem Machtworte Napoleons. Friedrich Wilhelm hatte das Äußerste gewagt, als er den Minister noch ein Vierteljahr lang gegen die Drohungen des Imperators beschützte. Stein selber warf sich späterhin vor, daß er nicht schon früher seinen unhaltbaren Posten verlassen habe, und Hardenberg schrieb bitter: welche Verblendung, daß ein Mann von Geist glauben konnte, dieser abscheuliche Brief würde ihm je verziehen werden!

In einem von Schön entworfenen Abschiedsschreiben erinnerte der Entlassene seine Beamten noch einmal an alle die gewaltigen Neuerungen dieses reichen Jahres — „der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet“ — und bezeichnete sodann in großen Zügen, was not tue: vor allem die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und die Einführung der Reichsstände — „jeder aktive Staatsbürger habe ein Recht zur Repräsentation.“ Stein unterzeichnete ungerne, er liebte weder die großen Worte noch die unbestimmten Allgemeinheiten. Doch gerade die doktrinaire Fassung dieses Aktenstücks gefiel nachher einem Zeitalter der liberalen Systemsucht; während die Welt die eigensten Ideen des großen Reformers, die Gedanken der Selbstverwaltung, geringschätzte und fast vergaß, blieb dies sein sogenanntes politisches Testament hoch in Ehren als das Programm der konstitutionellen Parteien. Der Scheidende nahm mit sich den Dank seines Königs, daß er „den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt habe“; er vertraute, die Hebung der niederen Klassen und die neuen freieren Ideen würden bleiben und sich entwickeln.

Steins Fall war ein schlechthin unersehlicher Verlust für Preußens inneres Leben, noch jahrzehntelang hat der Staat die Folgen dieses Schlages empfunden. Und doch lag eine tragische Notwendigkeit in dem tückischen Zufall, der jenen verhängnisvollen Brief in Napoleons Hände spielte. Es war unter allen Heimsuchungen, womit Preußen vergangene Sünden büßte, vielleicht die schwerste, daß die Monarchie einen Staatsmann von so rückhaltlosem Freimuth jetzt nicht mehr zu ertragen vermochte. Dieser vulkanische Geist konnte seine vaterländischen Hoffnungen nicht auf die Dauer schweigend in sich verschließen — das war sein Charakter und also sein Schicksal; er konnte das verdeckte diplomatische Spiel, dessen der Staat bedurfte, nicht mit behutsamer List durchführen und mußte früher oder später dem lauernenden Gegner erliegen. Der Sturz des Ministers genügte der Rachsucht Napoleons noch nicht. Am 16. Dezember wurde durch ein kaiserliches Dekret aus Madrid le nommé Stein als ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet und seine Güter eingezogen. „Sie gehören nun der Geschichte an,“ rief Gneisenau dem Verbannten zu. Die Nation wußte jetzt, wen unter den Deutschen der Imperator am bittersten haßte. Stein ertrug den Verlust mit gelassener Hoheit; ich habe, meinte er nachher gleichmütig, mehrmals im Leben mein Gepäck verloren. Als er einsam in der Winternacht durch das Riesengebirge fuhr, den schützenden Grenzen Oesterreichs entgegen, da erhob er sich die Seele an den Trostworten der Schleiermacherschen Predigt: was der Mensch zu fürchten habe? Unwandelbar fest stand ihm der fromme Glaube, daß Gott diese Herrschaft der Gewalt und der Lüge nicht dulden könne.

In Oesterreich aber wußte man mit einer solchen Kraft nichts anzufangen. Kaiser Franz glaubte der französischen Polizei willig alle die finsternen Märchen von den Umsturzplänen der Tugendbündler, ließ den gefährlichen Jakobiner insgeheim überwachen. Nur dann und wann durfte Stein den kaiserlichen Staatsmännern einen Rat erteilen. In Troppau verkehrte er viel mit Pozzo di Borgo: der persönliche Feind des Hauses

Bonaparte, den die Nachgier korsischer Vendetta ruhelos von Land zu Land peitschte, und der erste Mann der deutschen Nation fanden sich zusammen in gemeinsamem Hass. Drei Jahre lang blieb der Geächtete ohne politischen Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht wie ihr Regiment.“ Auch Stein unterlag während dieser Jahre des Harrens zuweilen der Verbitterung des Emigranten: er verlebte Augenblicke da er an dem unverbesserlichen Phlegma der nördlichen Deutschen verzweifelte und trostlos schrieb: möge denn Preußen untergehen! So fest wie sein König oder Hardenberg war dieser Reichsritter doch nicht mit dem Staate Friedrichs verwachsen, zur Not konnte er sich sein verjüngtes Deutschland auch ohne Preußen denken. Jetzt sah er in Europa nur noch zwei große Heerlager: dort das Weltreich, hier die Freiheit der Völker; mochten alle Teilsürsten und selbst die Hohenzollern versinken, wer immer den Deutschen die Befreiung brachte der sollte des Reiches Krone tragen. Erst das Frühjahr 1813 hat den heißblütigen Franken wieder ausgesöhnt mit dem norddeutschen Volke und ihn für immer der preussischen Sache gewonnen. —

Als bald nach Steins Abgang geriet sein Reformwerk ins Stocken. Alle die bedeutenden Talente, die unter ihm gearbeitet, vermochten nichts mehr seit sein belebender mächtiger Wille fehlte. Der Staat bedurfte, solange die neue Organisation nicht vollendet war, eines leitenden Staatsmannes, dem die Minister sich unterordneten. Da indes Hardenberg durch Napoleons Mißgunst den Geschäften noch immer ferngehalten wurde und niemand sonst den Ausscheidenden ersetzen konnte, so behalf man sich mit einer kollegialischen Ministerregierung. Der neue Minister des Innern, Graf Alexander Dohna, war ein feingebildeter ehrenhafter Patriot — wie alle Söhne jenes alten protestantischen Heldengeschlechts, von dem das ostpreussische Sprichwort sagte: gut wie ein Dohna — doch weder ein ideenreicher Kopf noch ein Mann des durchgreifenden Entschlusses. Der König verhehlte sich nicht, daß die neue Organisation nicht mehr auf

halbem Wege stehen bleiben durfte; er überwand jetzt sogar seine Abneigung gegen das Repräsentativsystem, befahl dem Minister des Innern, die Neugestaltung der ständischen Verfassung sowie der ländlichen Polizeiverwaltung schleunig in Angriff zu nehmen. Sein gesunder Verstand erkannte, daß die Polizeigewalt der Gutsherrschaften das feste Bollwerk der alten ständischen Vorrechte bildete.

Raum wurden diese Absichten des Monarchen ruckbar, so erhob sich wieder die Opposition der Landtage, und sie trat jetzt dreister auf als unter Steins kraftvollem Regimente. Die Stände der Kurmark verlangten trotzig, daß man sie zu der Beratung des Verfassungsentwurfes zuziehe. Die pommerische Ritterschaft protestierte auf ihrem Stargarder Landtage feierlich gegen jede Abänderung der alten Landschaftsverfassung, desgleichen gegen den Plan einer allgemeinen Einkommensteuer, während die Städte des Landes umgekehrt den König beschworen, bei seinen Plänen auszuharren, denn nur die Aufhebung der Privilegien könne die heute durch Mißmut niedergeschlagene tätige Vaterlandsliebe wieder erwecken. Die gesamte feudale Welt geriet in Unruhe. Der neue brandenburgische Oberpräsident Sack und die Mitglieder der Potsdamer Regierung, Vincke, Maassen, Beuth, Bassowitz, durchweg eifrige Anhänger der Reformpartei, lebten in beständiger Fehde mit den Ständen der Kurmark. Alle diese trefflichen Männer, die sich nachher sämtlich einen ehrenvollen Platz in Preußens Annalen erworben haben, bezichtigte Marwitz der revolutionären Gesinnung. Vornehmlich Sack galt bei den Landständen als der Ausbund bureaukratischen Jakobinertums. Und in der Tat stand die altväterische Schulden- und Steuerverwaltung, welche den Landtagen noch verblieben war, schlechterdings nicht mehr im Einklang mit der neuen strafferen Organisation der Behörden; die Potsdamer Regierung beantragte mit vollem Rechte eine gründliche Umgestaltung der Provinziallandtage und vor allem „Ausschließung der Stände von aller Administration“. Der alte Kampf zwischen der monarchischen Staatseinheit und dem altständischen Partikularismus entbrannte

von neuem, und Graf Dohna fühlte sich durch das leidenschaftliche Treiben der Privilegierten so entmutigt, daß er am Ende seiner Ministerlaufbahn rundweg aussprach: eine Reichsständeversammlung in solcher Lage wäre das Verderben des königlichen Hauses. In keinem Lande Europas, schloß er bitter, seien Sinn und Bildung für höhere Staatsangelegenheiten, überhaupt alle einem tüchtigen Repräsentanten nötigen Eigenschaften so unerhört selten wie in Preußen; dagegen fänden sich auch in keinem anderen Lande so viele vortreffliche Kräfte für das Detail der Geschäfte.

Allerdings war die Zeit für die Einführung konstitutioneller Staatsformen noch nicht gekommen. Ein preußischer Reichstag, jetzt berufen, drohte Steins ganzes Werk wieder in Frage zu stellen, zumal da der Freiherr selber nicht mehr mit der Wucht seiner Persönlichkeit für die Reform eintreten konnte. Unvermeidlich mußten in einer solchen Ständeversammlung die unzufriedenen Großgrundbesitzer den Ausschlag geben, und auch das Bürgertum bot den reformatorischen Absichten des Königs keinen sichern Rückhalt. Die Zünftler in den Städten fühlten schnell heraus, daß die Krone der Einführung der Gewerbefreiheit zusteuerte, und hielten um so zäher ihre alten Vorrechte fest; wiederholt mußte die kurmärkische Regierung gegen die Magistrate von Berlin und Potsdam einschreiten, wenn diese die halb vergessenen alten Strafmandate gegen Pfluscher und Auswärtige wieder anzuwenden versuchten. Aber der neue Minister verstand auch nicht einmal jenen Sinn für das Detail der Geschäfte zu benutzen, den er selber seinen Landsleuten nachrühmte. Für die Beseitigung der gutsherrlichen Polizei geschah gar nichts; und statt den fertigen Entwurf der Landgemeindeordnung entschlossen ins Werk zu setzen, ließ man neue Pläne ausarbeiten, die einander in kühnen Vorschlägen überboten und schließlich allesamt liegen blieben. Auch der Justizminister Beyme, der neuerdings ganz im Sinne der Reformpartei zu reden pflegte, brachte nichts weiter zustande, als daß er den alten Unterschied der adligen und der gelehrten Bank in den obersten Gerichts-

höfen endlich aufhob; an die Patrimonialgerichte wagte er sich nicht heran, trotz der Mahnung des Königs.

Und wie konnte vollends der ängstliche, stillfleißige Gelehrte Altenstein Ordnung bringen in das Chaos der Finanzen? Er sollte außer den ordentlichen Staatsausgaben monatlich 4 Mill. Franks von der Kontribution abzahlen, dazu die Schulden der letzten zwei Jahre, deren Höhe man noch gar nicht recht übersah, verzinsen, endlich Napoleons Truppen in den Oderfestungen versorgen. Und der unverföhnliche Feind fand der Mißhandlungen noch immer kein Ende: die Garnisonen in den Oderplätzen waren weit stärker als im Vertrage ausbedungen worden und erzwangen auf Befehl des Imperators eine Reihe völlig widerrechtlicher Leistungen und Lieferungen, so daß dem Lande in den drei Jahren nach dem Abzuge der großen Armee noch  $10\frac{3}{4}$  Mill. Franks vertragswidrig abgepreßt wurden. Die Monarchie konnte, wie einst Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution, dem Bankrott nur entgehen, wenn eine radikale Umgestaltung des gesamten Finanzwesens die Steuerkraft der höheren Stände zu den Staatslasten heranzog. Altenstein aber befürchtete, daß neue Steuern das verarmte Volk erdrücken würden. Er suchte zu helfen durch einige Domänenverkäufe, durch eine freiwillige Zwangsanleihe, durch einen hohen Stempel auf Juwelen, Gold- und Silbergeräte. Alles umsonst; und so oft man im Auslande ein Anlehen abzuschließen dachte, wurden die Versuche der preussischen Agenten durch die Diplomatie Napoleons durchkreuzt. Der Finanzminister erklärte endlich verzweifelt im Namen seiner Amtsgenossen, solange diese Bedrängnis des Staatshaushalts währe sei an innere Reformen nicht zu denken. Die Regierung geriet allmählich wieder in denselben Zustand wohlwollender Untätigkeit, wie vor der Jenaer Schlacht; und der Stillstand war jetzt um vieles gefährlicher, zumal da neuerdings eine verhängnisvolle Unsitte einriß, die nachher unter Hardenbergs Regimente noch zunahm. Während früherhin der Gesetzgeber, wie seines Amtes ist, einfach befohlen hatte, wurde es in den neuen Gesetzen üblich, allerhand Reformen für die Zukunft in

Aussicht zu stellen, Versprechen zu geben, deren Tragweite niemand übersah; um so schlimmer nachher die Enttäuschung, wenn man die Verheißungen nicht halten konnte.

Nur in zwei Zweigen der Verwaltung blieb der große Sinn der Steinschen Tage noch lebendig: in der Armee und im Unterrichtswesen. Die Wiederherstellung des Heeres schritt unter Scharnhorsts Leitung rüstig fort, und das Ministerium ließ den unermüdlchen Organisator gewähren. Als er aber endlich mit seinen letzten und liebsten Gedanken heraustrat und im Februar 1810 ein Konfskriptionsgesetz vorlegte, das jeden vom Lose Betroffenen ohne Unterschied zum persönlichen Dienst verpflichtete, da entspann sich im Schoße der Regierung ein denkwürdiger Streit um die Grundgedanken der modernen deutschen Heeresverfassung. Dort der alte ehrenwerte Eifer des Zivilbeamtentums für die Schonung der volkswirtschaftlichen Kräfte; hier ein großherziger politischer Idealismus, der die sittliche Bedeutung des Heerwesens höher anschlug als national-ökonomische Bedenken. Der Finanzminister fürchtete, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht werde eine massenhafte Auswanderung veranlassen, und wollte nicht begreifen, was der Eintritt gebildeter junger Männer in die Reihen der Mannschaft nützen solle, da doch die kräftigen Leute aus den niederen Klassen die besten Soldaten abgäben. Die Offiziere hingegen, Scharnhorst, Boyen, Hake, Rauch, beriefen sich auf den im Allgemeinen Landrecht anerkannten Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze; sie fanden es ungerecht, daß der Unbemittelte zugleich Steuern zahlen und doch allein die Last des Waffendienstes tragen solle; sie erinnerten an die Armut jener beiden Klassen, welche für den preußischen Staat das Größte leisteten, des Adels und des Beamtentums; ja sie wagten zu behaupten was damals noch als eine Kezerei erschien: die gebildete Jugend stelle die brauchbarsten Soldaten, denn sie bringe eine sittliche Kraft, das Prinzip der Ehre, in das Heer, während die ärmeren Klassen nur selten eine dauernde Anhänglichkeit an das Vaterland haben könnten. In Frankreich, erklärte Scharnhorst, habe die Stell-

vertretung einen unsittlichen Seelenhandel hervorgerufen; bei dem mannhafte Römervolke dagegen sei der Waffendienst ein Ehrenrecht der höheren Stände gewesen. Weder das Ministerium Dohna-Altenstein noch späterhin Hardenberg vermochte sich zu dieser ethischen Auffassung des Kriegswesens, welche Steins vollen Beifall fand, zu erheben, und überdies war die Einstellung aller Wehrfähigen unmöglich, solange der Staat nur 42 000 Mann Truppen halten durfte. Der große Plan blieb liegen bis zu der guten Stunde, da der Krieg erklärt und die Fesseln des Septembervertrags gesprengt wurden.

Unterdessen war Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten, jener perikleische Staatsmann, der zuerst mit voller Klarheit erkannte, Preußens Beruf sei „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung“ den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. Keiner hatte so wie er in den Ideen und Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt und den Becher der Schönheit so bis zur Gese geleert. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nahe, wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selber, „das wahrhaft schöne von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Sich selber auszuleben, die reiche Fülle seiner Gaben in einem schönen Wechsel von Genuß und Tat harmonisch zu entfalten, in gelassener Sicherheit erhaben über allem äußeren Zufall, das Leben selbst zu einem Kunstwerke zu gestalten — das war ihm die höchste Weisheit:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:  
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

Niemals wollte er sich trennen von dem Glauben, daß Schauen und Erkennen, Bilden und Dichten den eigentlichen Inhalt der Menschengeschichte bilde, daß in diesem Scheine des Zeitlichen nur die Idee lebe, nur „des Geistes Sein, das un-

verstanden gefangen gehet in der Menschheit Banden". Ganz unbefangen, ohne jede Absicht der Überhebung schrieb er an Schiller, als Bonapartes Gestirn soeben aufging: „Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschütterlich; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Hätte ich einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen.“ Noch im Alter, nach einer langen und reichen staatsmännischen Tätigkeit, sagte er einmal zu Gottfried Hermann, als er mit dem philologischen Freunde das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: „ja sehen Sie, Liebster! Reiche gehen zugrunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig.“ Ein großer Schriftsteller konnte und wollte er nicht werden. Die Kräfte seines Geistes hielten einander so vollkommen das Gleichgewicht, daß keine einzige als die beherrschende heraustrat; darum fehlte seinem Stile, wie Schiller beklagte, die Kunst der Massen, die notwendige Kühnheit des Ausdrucks.

\*                      \*  
\*                      \*

So war die Lage der Welt, als Hardenberg die Leitung der preußischen Politik übernahm. Wenige Wochen nach seinem Eintritt traf den Monarchen ein erschütternder Schlag: Königin Luise starb gebrochenen Herzens, sie schwand dahin wie die Blume, die des Lichts entbehrt. Ihre letzten Sorgen noch hatten dem Vaterlande gegolten, Hardenbergs Rückkehr war zum guten Teile ihr Werk. Dem Witwer blieb eine namenlose Wehmut im Herzen zurück; niemals konnte er der Entschlafenen vergessen, niemals hat er das volle freudige Gefühl der Lebenslust wiedergefunden. Das treue Volk trauerte mit ihm. Soviel Raub, Hohn und Schmach hatte man ertragen; und nun war sie auch noch hingegangen, zu Tode gequält von dem rohen Sieger, die Holdeste und Edelste der deutschen Frauen! Die alte fromme Ehrfurcht der Germanen vor der Würde des Weibes ward wieder rege; mit schwärmerischer Andacht schaute

dies romantische Geschlecht zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preussischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich jetzt noch der Entschluß den Schatten dieser hohen Frau zu rächen. Auf Aller Lippen war das stolze Wort, das sie einst in den Tagen der höchsten Not gesprochen: „wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben weil wir sie verdienen!“

Hardenberg hatte das sechzigste Lebensjahr bereits vollendet; er brachte freilich nicht die ungebrochene Lebenskraft, doch den zuversichtlichen Mut eines Jünglings mit in sein schweres Amt. Ein vornehmer Herr aus altem reichem Hause, wie Stein, war er von diesem durch Charakter, Lebensansicht, Bildungsgang weit geschieden. Die Schwächen des einen lagen genau da, wo der andere seine Stärke zeigte, und nicht zufällig entstand allmählich zwischen den beiden Reformern jene Abneigung, die zuerst von Stein mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausgesprochen, nachher von Hardenberg etwas gutmütiger erwidert wurde. Weniger gründlich, aber vielseitiger gebildet als der Reichsritter hatte Hardenberg schon in seinen lockeren Studenten- und Reisejahren die Welt von allen Seiten her kennen gelernt, mit Menschen jeden Schlages, auch mit dem jungen Goethe, munter und geistreich verkehrt. Die Aufklärungsphilosophie des alten Jahrhunderts ergriff ihn weit stärker als jenen gläubigen Urgermanen; sein religiöses Gefühl blieb immer schwach, seine Duldsamkeit ehrlich und ohne Grenzen. Er sah das Leben an wie ein lustiger, feingebildeter Marquis der guten alten bourbonischen Zeit. Das Geld wollte zwischen seinen Fingern niemals haften; ein großes Vermögen war rasch durchgebracht. Bis in das höchste Alter verfolgten ihn ärgerliche häusliche Händel und frivole Abenteuer mit schlechten Weibern. In seinem Auftreten lag gar nichts von der überwältigenden Kraft und Großheit Steins; doch er war noch immer ein schöner Mann mit hellen, gütigen blauen Augen, mit einem herzzewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund — eine Erscheinung, verführerisch für jede Frau, anmutig und gewandt in allen Bewegungen, dabei immer

heiter und harmlos witzig, ein Meister in der Kunst die Menschen zu behandeln. Und diese bestrickende Liebenswürdigkeit kam wirklich aus einem guten, menschenfreundlichen Herzen. Durchaus wahr schildert er einmal sich selber in seinem Tagebuche: „ich seufze über meine Schwächen, aber wenn sie Tadel verdienen, so tröste und erhebe ich mich an dem Gefühle des Wohlwollens, das den Grund meines Charakters bildet.“ Einen jeden nahm er von der besten Seite, dem Könige trat er mit einer ehrfurchtsvollen Zartheit entgegen, die dem gebeugten Monarchen in tiefster Seele wohl tat, und auch als mit den Jahren seine unglückliche Taubheit zunahm, blieb sein freundliches Herz ganz frei von dem natürlichen Fehler der Schwerhörigen, dem Mißtrauen. Wirklichen Haß hat er vielleicht nur gegen einen Menschen gehegt, gegen Wilhelm Humboldt; der blieb ihm verdächtig, „falsch wie Galgenholz,“ und niemals wollte er diesen sonderbaren Argwohn aufgeben, der irgendwelche bisher unbekannte persönliche Gründe gehabt haben muß.

Die aristokratischen Vorurteile seines hannoverschen Heimatlandes berührten ihn wenig. Seinen Platz auf den Höhen der Gesellschaft nahm er als ein selbstverständliches Recht in Anspruch, doch im täglichen Verkehr liebte er eine plebejische Umgebung, worunter einzelne Talente, wie Rother, aber noch mehr unwürdige Gesellen, die seine offene Hand mißbrauchten; hier war er der Herr und konnte sich gehen lassen. Auch in seinen politischen Überzeugungen verleugnete Hardenberg die Schule der französischen Aufklärung nicht. Eine Nacht des vierten August für Preußen, nicht durch die stürmischen Leidenschaften der Nation, sondern von oben her durch den besonnenen Willen der Krone herbeigeführt — das war von jeher sein Herzenswunsch. In dem neuen Königreich Westfalen fand er sein Staatsideal nahezu verwirklicht, nur daß in Preußen alles gerechter und ehrlicher zugehen sollte. Der echt deutsche Grundgedanke des Steinschen Reformwerks, die Idee der Selbstverwaltung ließ ihn immer kalt; ja er faßte mit den Jahren fast eine Abneigung dawider, da er den erbitterten Gegnern seiner sozialen Reformen, den

märkischen Junkern, die Fähigkeit zur Verwaltung des flachen Landes nicht zutraute. Eine wohlgeordnete Bureaukratie, beschränkt und beraten durch eine nicht allzu mächtige reichsständische Versammlung, sollte das freie Spiel der entfesselten sozialen Kräfte in Ordnung halten.

Gardenberg hatte zuerst im welfischen Staatsdienste, nachher in Franken jahrelang eine schwierige Landesverwaltung geleitet; sobald es ihm behagte sich um die Geschäfte zu kümmern, fand er sich rasch auf den entlegensten Gebieten zurecht. Er arbeitete erstaunlich leicht; seine Entscheidungen, die er mit klaren, eleganten Schriftzügen, in gewandtem, durchaus modernem Deutsch an den Rand der Akten schrieb, trafen immer den Nagel auf den Kopf. Doch jene liebevolle Freude am Detail, die den großen Verwaltungsbeamten macht, hat er sich nie angeeignet; er gefiel sich in einem vornehmen Dilettantismus. Die laufenden Geschäfte überließ er gern den aufgeklärten jungen Beamten, die er sich in Franken herangezogen; die Finanzfragen behandelte er im häuslichen wie im öffentlichen Leben mit der Gleichgültigkeit des vornehmen Herrn. Seine Stärke war die diplomatische Tätigkeit. Wenige verstanden wie er, mit sicherem Blick den rechten Augenblick abzuwarten, in der peinlichsten Lage findig und hoffnungsvoll immer einen neuen Ausweg zu entdecken, in allen Windungen und Wendungen einer finassierenden Politik unverrückt dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Selbst in diesem seinem eigensten Berufe beirrte ihn freilich oft ein bequemer Leichtsinne, eine gutherzige Großmut, die es nicht der Mühe wert hielt mit pedantischer Genauigkeit unerläßliche Forderungen festzuhalten. Schwer hatte er sich einst versündigt durch sein Vertrauen auf Frankreichs Freundschaft. Jetzt durch eine grausame Erfahrung von den alten Täuschungen gründlich geheilt, richtete er all sein Dichten und Trachten auf den Kampf der Befreiung. Wie oft hat er dem Grafen St. Marsan ins Gesicht gesagt, daß Preußen entschlossen sei mit dem Degen in der Hand zu siegen oder zu fallen. Aber nur im günstigen Augenblicke, nach genügender diplomatischer Vorbereitung durfte der

verzweifelte Krieg gewagt werden. Hardenberg war hochherzig genug, jahrelang „eine ungeheure Verkennung“ von seiten der Besten der Nation schweigend zu ertragen; und, fügte er mit gerechtem Selbstgeföhle hinzu, „dazu gehört mehr Mut als um einer Batterie entgegenzugehen.“

Er war ein Preuße vom Wirbel bis zur Zehe; weit tiefer als Stein hatte er sich mit der Staatsgesinnung seines selbstgewählten Vaterlandes erfüllt. Auch in den Tagen seiner napoleonischen Träume blieb Preußens Größe sein höchstes Ziel, und ohne jedes Bedenken riet er zur Einverleibung seiner welfischen Heimatlande, weil sie für Preußen unentbehrlich seien. So innig er auch sein großes Vaterland liebte, mit der idealen Größe des deutschen Volksgeistes wollte er den Kampf gegen die harte Wirklichkeit des napoleonischen Reichs nicht beginnen; alle phantastische Deuschtümelei lag seiner Besonnenheit fern. Er rechnete, ruhiger als Stein, immer nur mit diesem gegebenen preußischen Staate; nur ein Bund dieser Monarchie mit Österreich, das stand ihm fest seit den Bartensteiner Tagen, konnte das Weltreich zerschmettern.

In Braunschweig, in Franken und nachher als Kabinettsminister während des ostpreußischen Feldzugs hatte er ein nahezu unumschränktes Regiment geführt. So war durch die Gewohnheit des Befehlens nach und nach ein eigenrichtiger, herrschsüchtiger Zug in seinen Charakter gekommen, der zu seiner heiteren Liebenswürdigkeit wenig stimmte, doch mit den Jahren sich verschärfte. Menschlich genug, daß er das Bedürfnis fühlte, sich wegen der vergangenen Irrtümer vor der Nachwelt zu rechtfertigen und in seinen Denkwürdigkeiten, nicht immer ganz ehrlich, alle Schuld der Katastrophe des alten Staates auf andere Schultern abzuwälzen suchte. Aber auch in den Tagebüchern, die nur für sein eigenes Auge bestimmt waren, begegnet uns fast niemals das Eingeständnis eines Irrtums; wer ihm widerspricht, wird mit schnöden Worten abgefertigt, auch den König selbst trifft oft wegwerfender Tadel, und doch hatte Friedrich Wilhelms Mächtigkeit bei solchen Streitigkeiten fast immer recht! Harden-

berg blieb sein Leben lang in dem völlig grundlosen Wahne, seine Rigaer Denkschrift vom Herbst 1807 bilde eigentlich den Ausgangspunkt für das preußische Reformwerk; er äußerte oft mit Bitterkeit, andere hätten ihm den wohlverdienten Ruhm hinweggenommen. Die Seelengröße Steins hat an Fragen dieser Art nie gedacht.

Als Hardenberg jetzt in die Geschäfte zurückgerufen wurde, bedang er sich eine Machtvollkommenheit aus, die allerdings zum Teile durch die Notlage des Staates geboten war, aber weit über das Notwendige hinausging und allen Traditionen des preußischen Beamtentums widersprach. Er wurde Staatskanzler, erhielt die oberste Leitung des gesamten Staatswesens, übernahm die Ministerien des Innern und der Finanzen unmittelbar, und da auch der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz in allem und jedem den Befehlen des Kanzlers zu folgen hatte, so blieben nur die Justiz und das Kriegswesen in einiger Selbständigkeit. Ein festes Gehalt nahm der Staatskanzler nicht an; die Generalstaatskasse zahlte was er brauchte. Wie die Dinge lagen war es ein heilvolles Geschick für Preußen, daß diese in jedem Sinne leichtere Natur jetzt die Erbschaft des Freiherrn vom Stein antrat. Der Jünger der neufranzösischen Philosophie konnte dreifacher, als es der Reichsritter vermocht hätte, die notwendigen Folgerungen ziehen aus den Gesetzen des Jahres 1808; die Verschlagenheit des Diplomaten konnte gewandter als Steins dämonische Leidenschaft durch kluges Lavieren die deutschen Dinge hinhalten bis der offene Kampf möglich wurde.

\* \* \*

Die Stunde für Deutschlands Befreiung hatte geschlagen. Niemand erkannte dies früher als Stein, der den russischen Feldzug von Haus aus nur als Vorspiel der deutschen Erhebung betrachtete. Er stand während des Krieges an der Spitze des deutschen Komitees in Petersburg, betrieb die Ausrüstung der Deutschen Legion, die nach seinen Plänen den Kern des künftigen deutschen Heeres bilden sollte, und scheute sich nicht, unter den Rheinbundstruppen Aufrufe verbreiten zu lassen, die sie zur

Fahnenflucht verleiten sollten. Was galten ihm auch die Eide, die den Sklaven des Zwingherrn geschworen waren? Zugleich schrieb der tapfere Arndt seinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, ein köstliches Volksbuch, das in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, mit seiner einfältigen Wahrhaftigkeit, seiner frommen biblischen Sprache das gläubige Geschlecht im Innersten erschütterte: denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert tut Gottes Dienst; das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt! Bei Hofe kam man dem deutschen Freiherrn anfangs mit Mißtrauen entgegen; doch wie er nun vom ersten Augenblicke an die Niederlage des Feindes unbeirrt voraussagte und in seiner Herzensfreude über die Treue, den Opfermut, die religiöse Begeisterung des russischen Volkes immer froher und liebenswürdiger wurde, da flogen ihm alle edlen Herzen zu und vor allen die Frauen empfanden die natürliche Verwandtschaft, welche das sichere Gefühl des Weibes mit dem Genius verbindet.

Lange bevor der Untergang der großen Armee sich entschied, schon im September entwarf er Pläne für Deutschlands künftige Verfassung — das Idealste und Berwegenste was je zuvor über deutsche Politik gedacht worden. Und dies bildet, nächst seiner Teilnahme an der Umgestaltung Preußens und der Befreiung Europas, das dritte welthistorische Verdienst des Mannes: er hat früher und schärfer als irgendein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt. Wer ihm von Schonung der althergebrachten Zersplitterung redete, dem erwiderte er: einen solchen Zustand wiederherstellen ist gerade so als wollte man darauf bestehen, daß ein toter Mann auf seinen Beinen stehen solle weil er es tun konnte solange er noch lebte. Jede Rücksicht auf die Dynastien schien ihm unwürdig: als ob es in Deutschland darauf ankäme, ob ein Mecklenburg oder Bayern existiere, und nicht ob ein starkes, festes, kampffähiges deutsches Volk ruhmvoll im Krieg und Frieden dastehe;

sollte dieser Krieg dahinführen, daß die alten Streitigkeiten der deutschen Montecchi und Capuletti wieder auflebten, dann wäre der große Kampf mit einem Possenspiele beendigt! Sein Ziel war „die Einheit und, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmitglied, ein Übergang“. Jetzt, da der gesamte Länderbestand Europas ins Wanken kam, meinte er selbst das Höchste erreichbar; eine große Monarchie von der Weichsel bis zur Maas, ebenso Italien zu einer geschlossenen Masse verbunden — ganz Mitteleuropa zurückgeführt in einen Zustand „der Kraft und Widerstandsfähigkeit“. Sei dies nicht möglich, so solle man Deutschland nach dem Laufe des Mains zwischen Osterreich und Preußen teilen, die Rheinbundsfürsten als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers behandeln, auch die von Napoleon verjagten Fürsten nicht wieder einsetzen. Könne man auch dies nicht erreichen, so bleibe als letzter Ausweg, daß man jedem der beiden „verfassungsmäßigen Königreiche“ Osterreich und Preußen einige Kleinstaaten als Vasallen unterordne, etwa Bayern, Württemberg, Baden mit geschmälertem Gebiete der südlichen, Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig der nördlichen Macht.

Wohl oder übel suchte er also seine unitarischen Wünsche mit den Ideen des Bartensteiner Vertrags in Einklang zu bringen. Auf jeden Fall sollte der Befreiungskrieg mit radikaler Kühnheit geführt, das eroberte deutsche Land als herrenloses Gut vorläufig von einem Verwaltungsrate der Verbündeten regiert werden. Unter den Verbündeten dachte er sich zunächst Rußland, Osterreich und England; ihnen komme es zu das zaudernde Preußen mit sich fortzureißen. So tief war sein Widerwille gegen die listenreiche Politik Hardenbergs. Die zwingenden Gründe, welche das Verhalten des Königs in den Jahren 1809 und 1811 bestimmt hatten, wollte der Erzürnte niemals gelten lassen, und obwohl die feurigen Patrioten, die ihn in Petersburg umgaben, allesamt Norddeutsche waren, so glaubte er noch immer nicht recht an die kriegerische Leidenschaft dieser kalten und langsamen Stämme.

Gleichviel welcher Teil des Vaterlandes sich zuerst erhöhe

— daß der Krieg wie ein reißender Strom über die deutschen Grenzen hineinfluten müsse, verstand sich dem Reichsritter von selber. Für diesen Gedanken suchte er den Zaren zu gewinnen, und er fand leichtes Spiel. Alexander war in tiefster Seele erschüttert; in dem Rausche des Sieges traten alle edlen und alle phantastischen Züge seiner Natur zutage. Vor kurzem noch hatte er die ungeheure Last der Sorge kaum zu tragen vermocht, die Nachricht von dem Brande von Moskau hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht. Nun war Rußland befreit wie durch ein Wunder des Himmels, nun fühlte er sich auserwählt durch Gottes Gnade, als ein Heiland der Welt die geknechtete Erde von ihrem Joche zu erlösen; nichts billiger darum als ein reicher Lohn für den Weltbefreier. Sofort nahm er seine polnischen Pläne wieder auf, doch in aller Stille; sein deutscher Ratgeber erfuhr kein Wort davon. Die Befreiung Deutschlands sollte dem Zaren die Krone der Jagiellonen bringen; die Interessen der Menschheit stimmten wieder einmal ganz wunderbar mit den dynastischen Wünschen des Hauses Gottorp überein! Schon im November war Alexander so gut wie entschlossen seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Der Kanzler Rumjanzow, der die Politik der freien Hand vertrat, verlor allen Einfluß; der deutsche Freiherr behauptete sich in der Gunst des Zaren und zeigte bereits in einer Denkschrift der russischen Regierung die Mittel, welche ihr nachher ermöglichten, vierzig Millionen Rubel Papiergeld in Deutschland umzusetzen und also den Krieg fortzuführen.

Wunderbar doch, wie sicher der große Patriot den springenden Punkt in der Lage der Welt — die Notwendigkeit der deutschen Schilderhebung — herausfand, und wie gröblich er sich in allem Einzelnen irrte. Er kannte weder die Schwäche der russischen Streitkräfte, noch die bedachtsame Angstlichkeit des Wiener Hofes, weder die Unfähigkeit des englischen Tory-Kabinetts, noch den stumpfen Partikularismus der Völkchen in den deutschen Kleinstaaten, die nirgends daran dachten, sich wider den Willen ihrer Dynastie zu erheben. Doch am allerwenigsten kannte er den heiligen Zorn, der in den Herzen der Preußen kochte, und die

stillen Hoffnungen, womit ihr König sich trug; eben dieser Staat, den der Freiherr sich nur im Schlepptau der anderen Mächte denken konnte, sollte den Anstoß geben zu dem europäischen Kriege. Hardenberg hatte sich während des Sommers bemüht das Einverständnis mit Oesterreich zu befestigen und deshalb im September den Flügeladjutanten von Razmer nach Wien gesendet. Der Bevollmächtigte fand in Wien eine überaus freundliche Aufnahme. In seinem Antwortschreiben beteuerte Metternich mit Wärme, er vermöge die Interessen der beiden Staaten nicht voneinander zu trennen; greifbare Versprechungen gab er jedoch nicht. Als nun der Krieg sich in die Länge zog, da begann der König zu hoffen, daß sein russischer Freund diesmal endlich ausharren würde; schon am 29. Oktober, noch ehe die Nachricht von dem Moskauer Brande eingetroffen war, erklärte er sich bereit zu einem Wechsel des politischen Systems, aber nur im Bunde mit Oesterreich. Neue vertrauliche Anfragen in Wien hatten geringen Erfolg. Die Hofburg behauptete noch die gleiche Haltung wie in der Krisis von 1811: sie hatte nichts dawider, wenn Preußen sein Glück versuchte, wollte aber selber aus ihrer so viel besser gesicherten Position nicht heraustreten. Gewaltigen Eindruck hinterließ in Berlin wie überall die unglaubliche Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet: wie dieser Tollkopf durch das Märchen von Napoleons Tode die höchsten Behörden überrumpelt und während einiger Stunden Paris beherrscht hatte. So morsch war schon der Grund, worauf das Weltreich fußte! Dann kam die Kunde von Napoleons Rückkehr, bald darauf (16. Dez.) aus Dresden ein Schreiben des Flüchtlings an den König, das unbefangen, als sei gar kein Zweifel möglich, die Verstärkung des preußischen Hilfskorps verlangte: kein Wort von Entschädigung, kein Wort über die Bezahlung der preußischen Lieferungen vom letzten Frühjahr! Der Imperator meinte Preußen genugsam gefesselt und versah sich keiner Weigerung. In der That überschätzte Hardenberg die Bedeutung der russischen Katastrophe nicht. Er begriff, daß Napoleons unritterliche Flucht politisch ebensowohl erwogen war

wie einst sein heimlicher Abzug aus Ägypten; er wußte, was dieser Mann bedeutete und sah voraus, daß der Imperator in kurzem mit einem gewaltigen Heere zurückkehren würde.

Der sofortige offene Abfall war unmöglich, nicht bloß weil die Gewissenhaftigkeit des Königs selbst einen erzwungenen Bund nicht ohne stichhaltige völkerrechtliche Gründe auflösen wollte, sondern auch weil die französischen Streitkräfte in den Marken vollauf genügten eine plötzliche Erhebung im Keime zu ersticken. Dagegen waren alle tüchtigen Männer am Hofe darüber einig, daß die Gunst des Glücks benutzt, der Anschluß an Rußland und Österreich sofort vorbereitet werden müsse. Der bedächtige konservative Kabinettsrat Albrecht erklärte schon am 17. Dez. in einer Denkschrift, welche der Monarch vollständig billigte: jetzt oder niemals müsse durch die Erhebung der drei Ostmächte das unerträgliche fremde Joch abgeschüttelt werden, wenn man nicht „für die gegenwärtige Generation, vielleicht für immer, auf Selbständigkeit verzichten“ wolle. Auch Anekebeck, der Mann des Friedens, mahnte jetzt hochpathetisch: „Es ist Zeit!“ und selbst der schroffe Junker Marwitz eilte ungeladen zu seinem Todfeind Hardenberg, stellte sich ihm zur Verfügung.

Der König brauchte noch lange Zeit bis er die einzige Größe dieser Tage ganz begriff. Unentschlossen von Natur, tief niedergebeugt durch die Leiden der letzten Jahre, noch ohne herzhaftes Vertrauen zu seinem Volke, wußte er auch noch nicht, wie gänzlich die Gesinnung seines russischen Freundes, der ihn einst so kaltjinnig preisgegeben, schon verwandelt war. Nur im Bunde mit Österreich und gedeckt durch sichere diplomatische Verträge wollte er das Ungeheure wagen. Hardenberg sah von vornherein weiter; er sprach sofort aus: nötigenfalls müsse man auch ohne Österreichs Hilfe schlagen, da diese Macht zum mindesten nicht feindlich auftreten würde. Am zweiten Weihnachtstage legte der Staatskanzler sein Programm vor: er riet, sofort zu rüsten, im Angesichte des Feindes und darum dem Scheine nach zu Frankreichs Gunsten. „Es ist von der äußersten Wichtigkeit“ — so schrieb er — „vorerst die größte Anhänglichkeit

an Napoleons System und Allianz zu zeigen und allen unseren Maßregeln die Gestalt zu geben als ob sie für Frankreich geschähen, daher auch die Konzentration und Vermehrung unserer Streitkräfte als eine Folge der französischen Anforderungen darzustellen und herauszuheben sein wird.“ Sein Plan war, daß Oesterreich und Preußen als bewaffnete Mediatoren zwischen die kriegführenden Mächte treten sollten; lehnte Napoleons Hochmut, wie vorauszusehen, die Bedingungen der Vermittler ab, so war der Rechtsgrund zum Kriege gegeben. Mittlerweile sollte sich der König in das sichere Schlesien begeben und von dort aus zur rechten Zeit sein Volk unter die Waffen rufen. Der König genehmigte alles. Wo der neue Feldzug beginnen würde, das ließ sich freilich im Augenblicke noch nicht ahnen; der Staatskanzler meinte: am Rhein, der König: in Polen und Litauen. „Schlagen muß man und vernichten“ — so lautete Friedrich Wilhelms Ansicht — „das aber geschieht zuverlässiger im Norden als am Rhein, bis wohin Rußlands Macht nie mit ganzer Kraft kommen kann und beinah nicht kommen darf.“ Als dies unheimliche Jahr im Sterben lag, rief man in Berlin bereits die Beurlaubten ein, befahl die Bildung von Reservebataillonen und entwarf die Instruktion für Knessebeck, der als Unterhändler nach Wien gehen sollte. Das Eis war gebrochen, und die entfesselten Fluten des Völkerzornes brausten bald so gewaltig dahin, daß die Krone nicht mehr zurückweichen konnte. Vange Wochen vergingen noch bis man vor dem überlisteten Feinde das Visier aufschlagen durfte, und noch manche schwache Stunde des Zauderns, des Zweifelns und des Schwankens mußte überstanden werden; doch weder der König noch sein Kanzler ist dem einmal ergriffenen rettenden Gedanken je wieder ganz untreu geworden.

Den Massen des Volkes, die mit wachsender Ungeduld den Ruf des König erharreten, blieb dieser Umschwung der preußischen Politik natürlich verborgen. Ein Glück daher, daß von anderer Seite her eine Tat gewagt wurde, die dem Volke wie ein weithin leuchtendes Signal verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende.

Die Notwendigkeit der großen Wandlungen des historischen Lebens erscheint dann am anschaulichsten, wenn sie durch widerwillige Werkzeuge vollstreckt werden. Wer hätte auch nur für denkbar gehalten, daß General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte? Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der friderizianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereist und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Mannszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Jsegrim mit der drohenden Falte über der Ablernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten stechenden grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiele der finsternen Züge, wieviel Ehrgeiz, wieviel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortfargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartiere seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in York der schroffe Stolz des alten Offizierskorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformen war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimme seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräter und Deserteure.

Die preußische Division gehörte während des Kriegs zu dem Korps Macdonalds und rückte auf dem äußersten linken

Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen ein. So widerwillig die Truppen dem französischen Oberbefehle folgten, sie brannten vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. York durfte sich rühmen, daß seine Schar an kriegerischer Tüchtigkeit keinem anderen Korps der großen Armee nachstand, in fester Mannszucht alle übertraf; er hielt sie geschlossen zusammen, bewahrte sie vor jener Vermischung mit fremdem Kriegsvolk, die in den Heeren des Weltreichs grundsätzlich begünstigt wurde, und zeigte den Franzosen durch schroff abweisenden Stolz, daß sie nicht rheinbündnerische Vasallen, sondern das Hilfskorps eines freien Königs vor sich hätten. Die trübe, durch die jammervollen Erlebnisse dieser sechs Jahre verbitterte Stimmung der Truppen wich einem kräftigen, trotzigem Selbstgeföhle, als sie in dem glänzenden Treffen von Bauske und in vielen anderen rühmlichen Gefechten die alte friderizianische Kühnheit und zugleich ihre Gewandtheit in den Künsten der beweglichen neuen Taktik erprobt hatten. Die aus allen Waffengattungen gemischten Brigadeverbände bewährten sich ebenso trefflich wie die neuen Exerzierreglements vom Januar 1812. York behauptete den Herbst über seine gefährliche Position in Kurland; erst der Untergang des Hauptheeres nötigte auch den linken Flügel zum Rückzuge. Macdonalds Korps erhielt Befehl die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken und den nachdrängenden Russen den Einmarsch nach Ostpreußen zu verbieten.

Schon seit Wochen hatten der schlaue Italiener Paulucci und andere russische Befehlshaber den preußischen General zum Übertritt zu bereden versucht. Immer vergeblich. Auch die patriotischen Aufrufe in dem Rigaer Zuschauer des wackeren Patrioten Garlieb Merkel ließen den Verächter der Literaten kalt. Aber dem scharfen Soldatenblicke Yorks entging nicht, daß sein wohlgeordnetes kleines Korps — es mochte jetzt noch an 13 000 Mann zählen — nach der Katastrophe der Hauptarmee einen ganz ungeahnten Wert erlangte. Folgte er den Befehlen Macdonalds, so konnten die wenigen Russen, die weiter südlich

schon in Ostpreußen eingedrungen waren, sich dort nicht halten, die Franzosen blieben stark genug dem russischen Korps des Fürsten Wittgenstein die preußische Grenze zu sperren, und der russische Krieg endete nach menschlichem Ermessen mit einem nutzlosen Kosakenstreifzug am Niemen — freilich nur wenn das preußische Korps mit übermenschlicher Selbstverleugnung sich für seine gehafteten Bundesgenossen aufopferte. Schieden die Preußen aus dem Kriege aus, so drang das russische Heer über die deutsche Grenze hinüber, und der König — das ließ sich vermuten — ward fortgerissen zu dem großen Entschlusse, welchen York seit Jahren ersehnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen Mann ein; während der Schlacht kalt und sicher, war er vor dem Kampfe immer aufgereggt und schwarzichtig. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, preisgeben für die Rettung des Todfeindes der Deutschen oder durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Fremden war, gefährden? Sollte er jetzt, in Ehren grau geworden, nochmals dem strengen Gesetze des Krieges den Gehorsam versagen, wie einst, da der vorwitzige Knabe aus der Armee verjagt wurde, und sein Leben schimpflich auf dem Sandhaufen schließen — oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Auf wiederholte Anfragen in Berlin kam nur die Erwiderung: er möge nach den Umständen handeln — eine Antwort, die lediglich erraten ließ, daß der König sich an das französische Bündnis nicht für immer binden wolle.

Den Ausschlag gab ein Schreiben Alexanders vom 18. Dezember, das bestimmt versicherte, der Zar sei bereit mit dem Könige ein Bündnis abzuschließen und die Waffen erst niederzulegen wenn Preußen die Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erreicht habe. Hier also des Königs alter Freund und die Aussicht auf Wiederherstellung des alten Ruhmes, dort der arge Feind, von dem York wußte, daß er nur auf Preußens Vernichtung sann. Bewegt wie ein Mann nur sein kann

kündete der General seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „so möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.“ Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. Dezember traf York in der Poscheruner Mühle bei Taurroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen — es waren durchweg geborene Preußen, Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna — und unterzeichnete eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Befehle des Königs zu erwarten. Mehr wollte der pflichtgetreue Soldat nicht wagen. An dem Könige war es die Verbindung mit Rußland zu befehlen. Ihm legte York in einem Briefe, den er mit seinem Herzblute schrieb, seinen alten Kopf zu Füßen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!“

Die Konvention von Taurroggen hat nicht, wie ihr kühner Urheber hoffte, den König fortgerissen zum Anschluß an Rußland; der Monarch hatte bereits, allerdings noch zaudernd, einen neuen Weg eingeschlagen. Sie kam sogar dem Staatskanzler sehr ungelegen, da sie ihn leicht nötigen konnte sein fein berechnetes Spiel allzufrüh aufzudecken. Aber sie öffnete die deutschen Grenzen den Russen, sie ermöglichte den Ostpreußen sich für Deutschlands Befreiung zu erheben, sie gab den Massen zuerst die frohe Gewißheit, daß der Würfel gefallen sei. Als der Morgen des schlachtenreichsten Jahres dieser blutigen Zeit heraufgraute, erwachte überall, wo Friedrichs Adler wehten die alte Waffenfreude der Germanen, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen York: Jetzt oder niemals!